



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

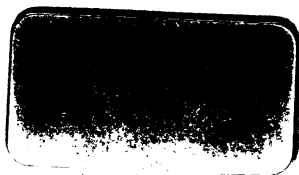
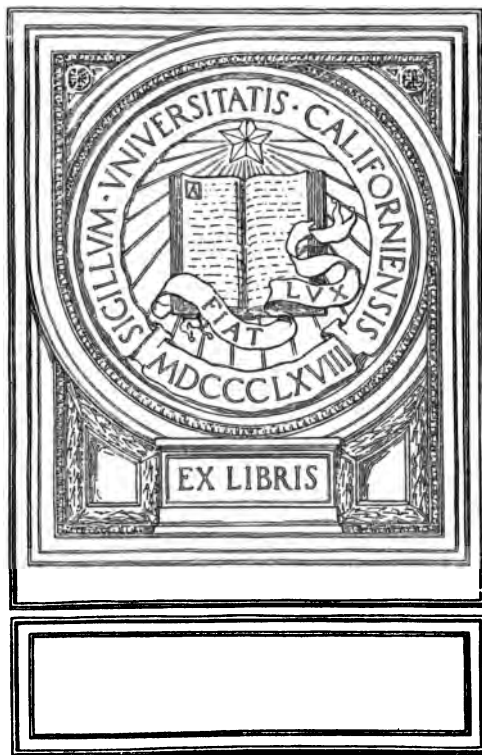
Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

· FROM THE LIBRARY OF ·
· KONRAD BURDACH ·





1493

Gottsched.

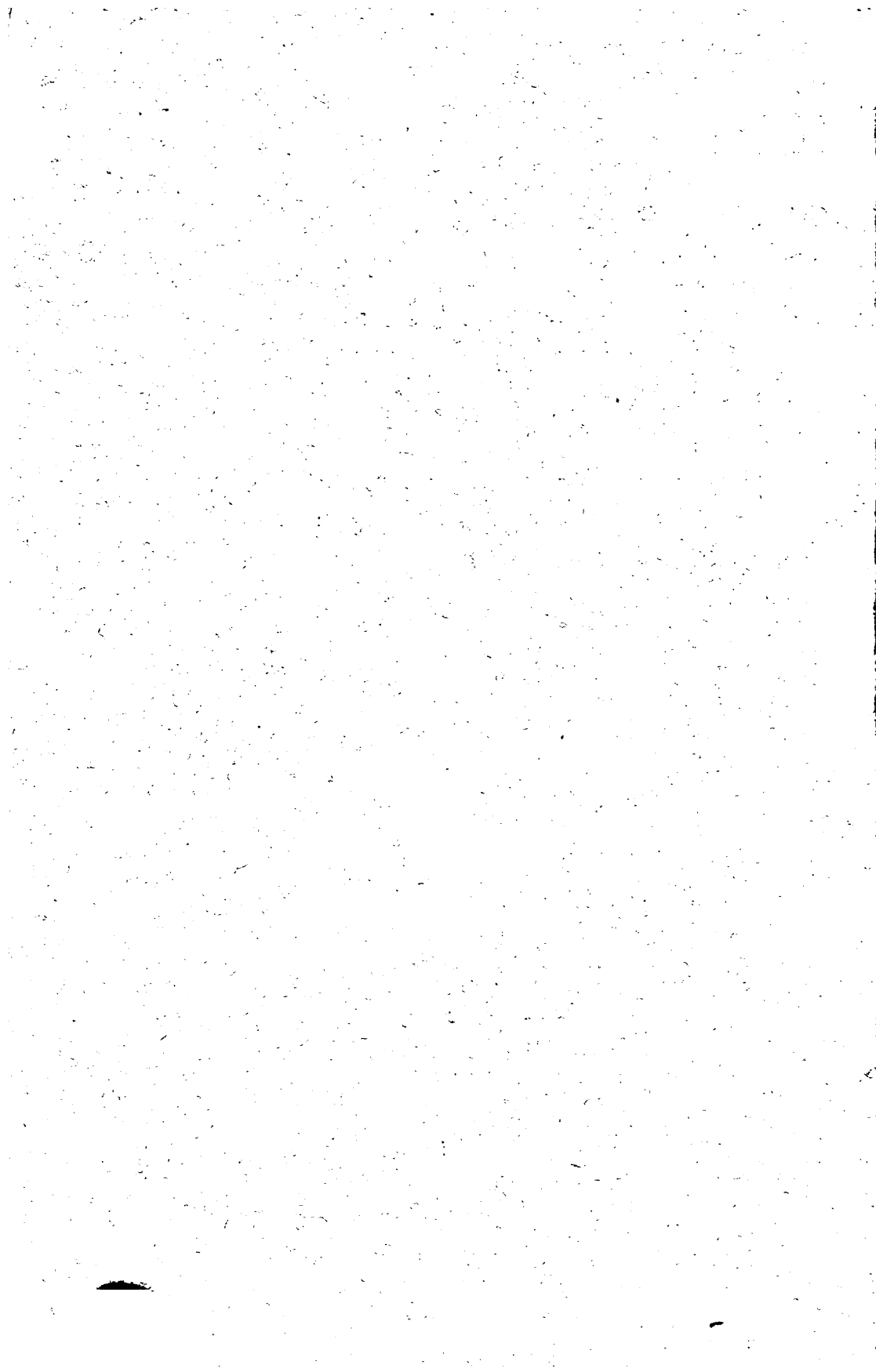
Biographische Skizze

von

Eugen Reichel. *



Berlin
Gottsched-Verlag
1900.



Gottsched.

Biographische Skizze

von

Eugen Reichel. *

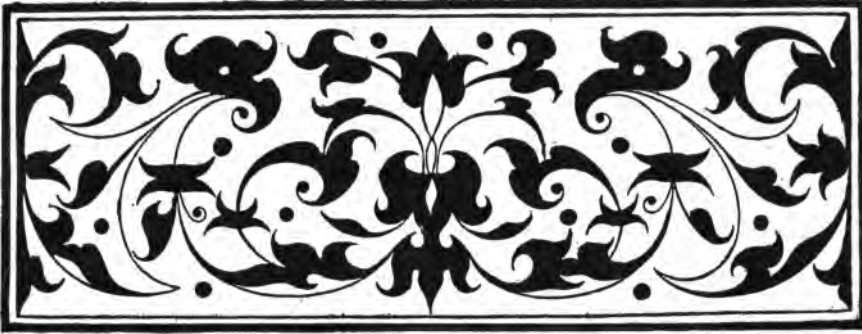


Berlin
Gottsched-Verlag
1900.

BURDACH

Gottsched.

Biographische Skizze.



„Vielleicht ist man noch immer nicht zu einer völlig unbefangenen Betrachtung seines Wollens und Vollbringens vorgedrungen.“

Michael Bernays.

Als die christliche Welt die Schwelle zum achtzehnten Jahrhundert überschritt, sah es in Deutschland sehr traurig aus: Ein politisch und religiös zerrissenes Volk, dessen einzelne Stämme mit Verachtung oder mit leidenschaftlichem Haß auf einander blickten; dessen Fürsten rücksichtslos nur ihren persönlichen Zwecken nachtrachteten: bildete nahezu den Spott des Auslandes. Wie in religiösen und politischen Dingen: so herrschten auch in der Litteratur die schroffsten landschaftlichen Gegensätze, in Verbindung mit einer vollständigen Zerrfahrenheit auf dem Gebiete der Sprache und künstlerischen Technik. Es fehlte überall an leitenden Gesichtspunkten. Die deutsche Muse tummelte sich in der fremde herum; saß bald bei Griechen und Römern, bald bei Spaniern, Franzosen, Italienern, bald bei Engländern und Holländern zu Gaste; ohne jedes Gefühl für die eigene Würde; ohne die Fähigkeit, aus dem fremden wirklich Nutzen zu ziehen. Das Pfaffenthum beherrschte die Geister, unterdrückte jede von der Philosophie gegebene freiere Regung und verfolgte zumal das Theater mit seinem, an Machtmitteln keineswegs armen, Haß. Dieses Theater selbst aber hatte den tiefsten Stand seiner Verwahrlosung erreicht; d. h.: anstatt sich aus den rohen Anfängen zu Höherem zu entwickeln, hatte sich die „Kunst“ der Bühne, unter der Herrschaft

1*

der Komödianten, mit Behagen in die Gemeinheit, in die jeder Zucht entbehrende Geschmack- und Würdelosigkeit hineingelebt; sie schmeichelte den schlechtesten Neigungen eines ungebildeten, auch sittlich entarteten Volkes und stand ausserhalb dessen, was man damals etwa das geistige Leben der Nation hätte nennen dürfen. Das Gelehrtentum hielt sich hochmütig von der übrigen Welt abgeschlossen, verachtete die heimische Sprache, die heimische Art und sah dem Niedergange des Volkstums ohnmächtig, wol gar gleichgiltig zu.

Da schenkte die Vorsehung diesem, dem Untergange zuneigenden, an sich selbst nicht mehr glaubenden deutschen Volke den Mann, der den richtigen Blick hatte für das geistige, sittliche und nationale Elend seines Volkes und die mutvolle Kraft besaß, einen Weg einzuschlagen, der aus diesem Elend hinausführen konnte und auch wirklich hinausführte: Johann Christoph Gottsched erblickte am 2. februar 1700 zu Juditten bei Königsberg in Ostpreußen, als erster Sohn des hochwürdigen Dorfpfarrers Herrn Christoph Gottsched und dessen frau Regine, geborenen Biemann, das Licht der Welt und wuchs in der Stille des Land-lebens seiner großen Aufgabe entgegen.

Schon frühzeitig machte sich die Huserlesenheit des Pfarrers-sohnes bemerkbar. Er lernte, von seinem, der Wissenschaft und den Musen befreundeten, charakterstarken Vater geleitet, mit überraschender Leichtigkeit; beherrschte schon als Knabe die griechische, lateinische und hebräische Sprache; las die alten Klassiker und stand sogar mit der Dichtkunst als Ausübender auf einem vertrauten fusze. Mit 14 Jahren bezog er die Universität; und obwol seine stattliche Erscheinung, überhaupt sein ganzes, früh-reifes aber lebensfreudiges, liebenswürdiges Wesen ihn schon jetzt zu einem Liebling seiner Umgebung machte; so widerstand er doch allen Lockungen der Welt und betrieb die ausgedehntesten Studien mit einem Eifer, der allen seinen Lehrern Bewundrung abnötigte. Was er im Jahre 1732 einem Studenten ins Grab nachrief: „Sein Hunger nach Wissenschaft und Erkenntnis war unerfättlich“ — das hätte auch auf den jungen königsberger Gelehrten Anwendung finden können; ebenso wie jene, demselben frühgestorbenen gewidmeten Worte: „Ihr schädlichen Aus-schweifungen der Jugend, die ihr auf hohen Schulen so gemein seid!

Ihr gefährlichen Klippen, an denen die Jugend so vieler unvorsichtiger Jünglinge scheitert: ihr alle habt unsern Wohlseeligen nicht reizen, nicht fällen, nicht bezaubern können! Er vermied euch mit einer Klugheit, Eingezogenheit und Aufmerksamkeit, die man auch weit höheren Jahren kaum zutrauen sollte.“

Im Mittelpunkt der wissenschaftlichen Bestrebungen des halbwüchsigem Universitätsbürgers stand anfangs begreiflicherweise die Theologie, in der er sich reichste Kenntnisse aneignete; und es wirkt eigentümlich, wenn wir erfahren, daß der Mann, der Zeit seines Lebens „das odium theologicum auf dem Nacken“ hatte und der von allen orthodoxen Vertretern der katholischen und protestantischen Kirche gehasste Schriftsteller wurde, einer der beliebtesten Kirchenredner Königsbergs war, nahezu hundert Mal die Kanzel bestieg und sich oft genug sogar „in fürstlichen und gräflichen Kabinetten hören lassen durfte“; weil er zweifellos ein geborener Redner war, der, trotz seiner großen Jugend, bereits ahnen ließ, daß er einmal auch die im toten Formelkram erstarrte Redekunst von Grund aus revolutioniren würde.

Aber der junge Student wandte sich bald von der Theologie ab; nicht etwa, weil sein „nüchterner Geist“ ihn die „Döesie“ der Gottesgelahrtheit nicht erkennen ließ, wie selbst noch Michael Bernays meinte; sondern weil ein revolutionärer, feuriger und vor Allem ein erkenntnisfreudiger Geist in dem Jüngling lebendig war, der ihn zur Naturwissenschaft und mehr noch zur Philosophie hinzog, die er später durch sein Machtwort zur unbeschränkten „Königin der Wissenschaften“ erhob, um damit anzudeuten, daß sie von allen Einzelwissenschaften genährt sein und alle in ihrer Vereinigung auf einer, durch das überschauende Denken erhöhten Stufe zeigen müßte. Als Vierzehnjähriger studirt er zunächst den Aristoteles, um sich Klarheit über verschiedene, ihn bedrückende, Zweifel zu verschaffen. Aristoteles befriedigt ihn nicht. Er greift zu Cartesius; und dieser scheint ihm volle Gewißheit über das Wesen der Natur geben zu wollen. Bald jedoch steigen neue Zweifel in dem unruhigen, leidenschaftlich nach Wahrheit und Klarheit verlangenden Kopfe auf. Er studirt nun französische, holländische und englische Philosophen; studirt vor Allem Locke's Traktat vom menschlichen Verstande; aber sein faustischer Geist findet auch jetzt keine ausreichende Be-

friedigung: statt zur Klarheit zu gelangen, wird er in größere Verwirrung gestürzt. Auch bei Grotius, Pufendorf, Thomafius u. A. m. sucht er nach der erlösenden Einsicht — umsonst: sein kritischer Kopf kann bei allen diesen Autoritäten keine beruhigende Erkenntnis finden. Durch seinen philosophischen Lehrer Georg Heinrich Raft wird er endlich zu Leibnitz geführt; aber dem noch fast im Knabenalter stehenden Gelehrten imponirt selbst ein Leibnitz nicht; die von aller Welt bewunderte „Monadologie“ erregt vielmehr seine Bedenken; und als ihm selbst seine Lehrer die Zweifel nicht lösen können, zieht er in einer Dissertation so scharf gegen den berühmten, von ihm später übrigens aufrichtig, wenn auch mit kritischen Vorbehalten, verehrten Weltweisen zu Felde, daß er sich eine Ermahnung zur Mäßigung gefallen lassen muß. Kurz vorher hatte sich übrigens auch in dem Theologen der Revolutionär geregt. Er fand nämlich in der Lehre von der göttlichen Gnadenwahl „einen qualvollen Widerspruch“ und schrieb schließlich eine Dissertation, in welcher er nachzuweisen versuchte, daß die göttliche Gnade nicht auf übernatürlichem Wege, sondern nur durch das Wort auf den Sünder wirke. Er stellte sich mit dieser Ketzerei in den schroffsten Widerspruch zur Orthodoxie; und es hätte nicht viel gefehlt, daß er schon damals zu einem Märtyrer des freien Gedankens geworden wäre.

Im Jahre 1720 bringt endlich Christian Wolfs epochemachendes Werk: „Vernünfftige Gedancken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen“ dem jungen Experimentalphysiker und Philosophen die ersehnte Klarheit: die Welt, die ihm bis dahin wie ein Labyrinth und ein Traum vorgekommen war, liegt jetzt in schönster, seinen Wahrheitsdrang befriedigender Ordnung vor ihm. Bald freilich entdeckt er eine Lücke in Wolfs deutscher Metaphysik: die „Allgegenwart Gottes“ hatte der erste deutsch-schreibende Philosoph nicht in Betrachtung gezogen. Die theologischen Lehrbücher erklärten diese Allgegenwart Gottes grob stofflich. Das konnte jedoch den feinen Geist Gottscheds nicht befriedigen; er revolutionirte also auch hier und führte in seiner, am 12. Mai 1723 gehaltenen Dissertation: „Genuina omnipraesentiae divinae notione“ aus, daß die Allgegenwart eine aus der Allwissenheit und Allmacht zusammengesetzte Eigenschaft Gottes sei. Die maßgebenden Theologen übernahmen

später diese Allgegenwarts-Erklärung Gottscheds, ohne jedoch den verhassten Urheber dieser Idee jemals zu nennen.

Bei allen diesen mit tiefgründigem Ernst und erstaunlicher Selbständigkeit des Urtheils betriebenen gelehrten Studien ließ er aber die Poesie, deren Technik er sich vor allen Dingen durch eifriges Dichten anzueignen versuchte, nicht aus den Augen. Leider vermochten dem jungen, mit einem höchst empfindlichen formgefühl begabten, Künstler die damals gebräuchlichen Lehrbücher nicht das Geringste zu bieten, was seinem, stets auf das Wesen der Erscheinungen dringenden Geiste, seinen Ansprüchen und seiner Befähigung genügen konnte. Die ersten starken Eindrücke, die ersten fruchtbaren Unterweisungen empfing er dann 1717 durch den damals von ganz Deutschland als einen Meister des Heldengesanges überschwänglich gefeierten Johann Valentin Pietsch, einen geborenen Königsberger; dessen, nach den Begriffen jener Zeit, formschöne, fließende Sprache den Lehrling der Musen bestach. Gedichte, die er jetzt nach Pietschens Muster verfaßte, fanden nicht nur den Beifall seiner Freunde, sondern auch den des Meisters; man rechnete ihn bereits zu den ernst zu nehmenden Poeten; während er zugleich, trotz seines überlegenen, den Revolutionär ankündigenden Wesens, zu den geachtetsten und beliebtesten Persönlichkeiten der Königsberger Universität gehörte. Als er sich 1723 den Magisterhut erwarb, widmete ihm sogar Pietsch folgendes Gedicht:

Mich reizt die Poesie, zu deinem Ruhm zu schreiben,
 Mein Wille feurt mich an, doch muß ich schuldig bleiben,
 was ich bezahlen will. Ein halb-erfülltes Blatt,
 worauf der Musen Hand dein Lob verzeichnet hat,
 weyht unser Phöbus dir auf meines Pindus Spitzen;
 allein indem er sieht, daß alle Pressen schwitzen,
 daß man auf jeden Brand vermischten Weyhrauch streut,
 und ein Getümmel hört, weil alles rennt und schreyt,
 winckt mir der Dichter fürst, und spricht, du solst nicht singen,
 wie kan dein mattes Spiel zu lauten Paucken klingen.
 Mein Gottsched zürne nicht, dein Ruhm wird doch verehrt,
 wenn man gleich nicht mein Lied bey tausend Schwanen hört,
 ich öffne kaum den Mund, denn meine stillen flöten
 füllt nicht der starke Wind der lermenden Trompeten.

Wenn ein Mann wie Pietsch, der nicht nur als Dichter, neben dem Schleier Günther, auf der höchsten Höhe des Ruhmes damaliger Zeit stand, sondern auch zu den vornehmsten Akademi-

kern zählte, einem dreifundzwanzigjährigen Manne eine solche Huldigung darbrachte, so mußte das natürlich seine gewichtigen Gründe haben. Die königsberger gelehrte Welt erwartete eben Großes von ihrem jüngsten Magister, der auserselbst schien, eine Leuchte der ostpreussischen Albertina zu werden. Da kamen Werber des Herzogs von Holstein ins Land. Auch auf Gottsched, den Riesen, wurde gefahndet. Um nicht in die Fesseln des Kriegsgottes zu geraten, flüchtete er mit seinem Bruder Heinrich über Polen und Schlesiens nach Leipzig, wo er am 18. Februar 1724 eintraf.

Es läßt sich natürlich schwer oder gar nicht feststellen, ob nur dieser ganz äußerliche Grund bei der Losreißung von der, dem Leben der Nation so fern gerückten Heimat wirksam war. Gewiss gab die Furcht, in den Soldatenrock gesteckt und dadurch den Studien vielleicht für immer entrissen zu werden, Gottsched die Veranlassung, ins „Ausland“ zu flüchten. Aber es scheint mir außer Zweifel zu sein, daß dieser Zwang den Wünschen Gottscheds entsprach. Schon die Art, wie er in einigen Gedichten bei Erinnerung an seine Flucht „den Strom verhaltener Klagen“ sich ergießen läßt, scheint mir anzudeuten, daß diesen Klagen kein echtes Wehgefühl zu Grunde lag; und daß, wenn er „mehrents den herben Schmerz verborgen“ und seinen „Gram nicht völlig merken ließ“, ihm „der strenge Riß“, der ihn „um Alles“ brachte, was ihn „vergnügt“ hatte, das Herz nicht gerade tief verwundete. Sein stark betonter Schmerz über die erzwungene Losreißung von der Heimat, von Eltern, Gönnern, Lehrern und Freunden hatte wol nur den Zweck, diese Losreißung zu beschönigen, ihn vor den Zurückbleibenden zu rechtfertigen. Denn seine „Flucht“ bedurfte allerdings einer ausreichenden Rechtfertigung, wenn sie nicht aufs schärfste verurteilt werden sollte. Ja, ohne diese anscheinend so schwer wiegenden Gründe, hätte er sicherlich nie daran denken dürfen, Ostpreußen zu verlassen. Bei den damals herrschenden, noch sehr strengen, Pietätorsichten, wäre es dem hochstrebenden Jünger der Wissenschaft und Poesie jedenfalls nicht leicht geworden, sich aus der Heimat zu entfernen. Man war damals nicht so beweglich wie heute. Man blieb gewöhnlich dort sitzen, wo man geboren war. Man erwartete von jedem jungen Bürger, daß er sich für

die „Opfer“, die ihm von Seiten der Eltern, der Lehrer und wol auch von Seiten der Gemeinde gebracht worden, dankbar erwies; daß er seine Kraft der Scholle widmete, auf der er groß geworden war. Die Heimat glaubte damals ein unbestreitbares Recht auf jeden ihrer Söhne zu haben; und von allen ostpreussischen Vorgängern Gottscheds hatte sich denn auch tatsächlich Niemand aus dem engeren Vaterlande entfernt. Selbst der jüngere Kant kam nicht über seine Vaterstadt hinaus; und Gottsched wäre, wenn er aus sich heraus das Verlangen gezeigt hätte, Königsberg und Preußen zu verlassen, zweifellos auf Hindernisse gestoßen, die nicht unterschätzt werden durften. Nun mußte er sich aber, nach Allem was er, trotz seiner großen Jugend, hinter sich hatte, ganz klar darüber sein, daß ihm, wenn er in die Kulturbewegung seiner Zeit nicht nur eintreten, sondern ihr ganz neue Bahnen und Ziele schaffen wollte, dies nicht in dem weltfernen Winkel gelingen konnte: er mußte hinaus; er mußte sich in dem Mittelpunkt des geistigen Lebens seiner Zeit eine Stellung schaffen; er mußte nach Leipzig gehen. Als nun die „Gefahr“ nahte, kam ihm der „Zufall“ auf breiter Straße entgegen; und weil er, der geborne Taktiker, überall da, wo es sich um Großes handelte, ein großer Diplomat zu sein wußte; so gelang es ihm auch, diesen „Zufall“ in der ausgiebigsten Weise zu verwerten. Er hätte sich, wenn er die Heimat nicht verlassen wollte, nur für einige Zeit versteckt zu halten brauchen; die Universität selbst hätte schon dafür gesorgt, daß man ihr den, die größten Hoffnungen erweckenden, jungen Gelehrten nicht entriß.* Es wird an Vorschlägen dieser Art wol auch keinesfalls gefehlt haben. Gottsched aber wußte die „Gefahr“ so ernst, so zweifelt zu schildern, daß keine andere „Rettung“ übrig zu bleiben schien, als die schnellste Flucht. Vater, Mutter, Zunftgenossen und Freunde konnten ihn unter diesen Umständen nicht zurückhalten; seine Losreißung von der Heimat konnte nicht als Väterlichkeit angesehen werden — er konnte sich frei machen,

* Dafür, daß meine Vermutung richtig ist, scheint mir auch eine Stelle aus einem Briefe zu sprechen, den der Königsberger Arnold am 17. Mai 1724 an Gottsched schrieb: „Vielweniger haben mich die hiesigen Soldaten obligiret, indem sie den 3. April den ältesten Bruder von der Straße geworben, dennoch aber 2 Stunden darauf losgeben mußten“.

ohne daß ihm irgend ein Mensch in der Heimat deshalb grollen durfte. Das war sehr wichtig für ihn, der die heimatlichen Stipendien noch nicht entbehren konnte; dessen tiefes Gefühl durch mangelnde Beziehung zu Vaterhaus und Heimat schwer verletzt worden wäre. Schmerzvoll wird die Losreißung von Allem, was ihm teuer war, ohnehin gewesen sein. Und wenn er seine Elegie „Als ich aus meinem Vaterlande gieng“ mit dem mutigen Worte schließt: „Doch wer aus Preußen zieht, der zieht nicht aus der Welt“; so klingt uns daraus nicht nur der Gram und die Besorgnis der Seinen, sondern auch die stolz niedergekämpfte Bangigkeit des jungen Helden selbst entgegen. Denn allerdings gehörte ein Heldenmut dazu, sich dem allerbeglichsten, die schönste, sicherste Zukunft verheißenden heimatlichen Kreise zu entreißen; um sich, aufs Ungewisse hin, im fernen Sachsen eine neue Heimat zu schaffen. Diese „Flucht“ war eine ganz andere Tat, als die Flucht Schillers. Denn erstens lagen die Verhältnisse zu Ende der Siebziger Jahre schon wesentlich anders, als zu Anfang der Zwanziger Jahre; und zweitens verließ Schiller unter sehr viel günstigeren äußeren Bedingungen die Heimat. Schiller rettete sich aus unerträglichen Verhältnissen ins „Ausland“, wo er gute Freunde besaß, die sich seiner annahmen. Gottsched aber entriß sich dem schönsten Glück, um sich in der fremde einsam den Boden für ein ganz neues, die höchsten Ziele verfolgendes Leben zu bereiten. Er fuhr tatsächlich wie ein Columbus ins Ungewisse hinaus; geleitet nur von dem Stern, den er über seinem Haupte schweben sah. Seine „Flucht“ war ein höchst revolutionärer Geniestreich; sie bedeutete den rücksichtslosen Bruch mit dem allorts Üblichen; sie war nicht mehr und nicht weniger als die Mündigkeitserklärung des bis dahin durch tausend Rücksichten an die Scholle gebundenen Individuums, das hier zum ersten Male den Mut fand, sein Geschick sich selbst zu bestimmen, sich frei zu erklären, den Kampf mit dem Leben, gestützt auf die eigene Kraft, allein durchzuführen. Der freie Denker war jetzt ein freier, von allen Pietätsrücksichten unabhängiger Mann; der sich trotzdem als treuer Sohn seiner Eltern, seiner Heimat, als dankbarer Schüler seiner zum Teil in ganz Deutschland berühmten Lehrer fühlen durfte. Das aber war in jeder Beziehung ein Glück für den mutvollen

„flüchtling“ und für sein Volk, das des neuen Reformators wenn auch gewiß nicht eigentlich harrte, so doch bedurfte.

In Leipzig befand Gottsched sich plötzlich in einer ganz anderen Welt, die seinem Willen und Wünschen den weitestreichenden Spielraum gewährte. In Leipzig fand sein unruhiger Geist endlich die wahre Heimat, der er bis zu seinem Tode treu blieb, an der er allezeit mit echter Liebe hing.

Er hatte, zweifellos gründlich vorbereitet, kaum den Boden der Stadt, die er gern mit einem gewissen Stolz „Klein Paris“ nannte, betreten; hatte kaum das Elend der deutschen Litteratur aus nächster Nähe kennen gelernt: als er auch schon mit ziel- und selbstbewusster Kraft für einen edleren Geschmack in die Schranken trat. Er bekämpfte die blühende Pöfcherlyrik; geißelte den Schmutz, in dem sich die mitteldeutschen Poeten zu wälzen liebten; nannte den Helikon ein Narrenhaus; forderte laut zum ersten Male für die Lyrik edlen Gehalt und reine Form; und setzte es endlich durch, daß die zotigen, den rohen Geschmack des Volkes noch mehr verrohenden „fliegenden Blätter“ mit ihren unzüchtigen Gedichten polizeilich verboten wurden. Dieser Erfolg mußte ihn natürlich ermutigen, auf der eingeschlagenen Bahn weiterzuschreiten; zugleich aber durfte er sich auch nicht verhehlen, daß er allein auf die Dauer nichts Entscheidendes leisten konnte. Er mußte sich nach Hilfskräften umsehen; und dem geborenen großen Taktiker fiel es nicht schwer, sie zu finden.

Das Haus des damals berühmten Professors J. C. Menke bildete im ersten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts den Mittelpunkt der gelehrten Gesellschaft Leipzigs: zu diesem einflussreichsten Akademiker trat nun Gottsched in Beziehung. Der gelehrte und stattliche Ostpreuße machte einen starken Eindruck auf den älteren Berufsgenossen; er wurde von diesem in die „Deutsch übende poetische Gesellschaft“ eingeführt und zur Mitarbeit an der „Zeitung von gelehrten Sachen“ aufgefordert. Kaum hatte der „Ausländer“ auf diese Weise einen Fuß breit Boden gewonnen; so wußte sich auch der bahnweisende Reformator und Nationalist in ihm zur Geltung zu bringen: die „Zeitung“, die bisher nur Fachinteressen vertreten hatte, stellte sich, sobald er ihr seine Tätigkeit widmete, auf den nationalen Stand-

punkt; die „Gesellschaft“, in der er sich schnell eine hervorragende Stellung eroberte, trat aus den engen, landsmannschaftlichen Grenzen hinaus und bekam eine Richtung auf das Allgemeine. Zur selben Zeit bemühte sich Gottsched um das Magisterium an der Leipziger Universität. Er hielt zu diesem Zweck am 24. Oktober 1724 eine Disputation, in der er nachwies, daß die Ursache des moralischen Übels nur in der intellektuellen Unvollkommenheit der Menschen zu suchen wäre. In seiner Kühnheit wagte er sogar über die Lehre von der „vorherbestimmten Harmonie“ zu spotten; nannte sie eine „zur Erklärung der Vereinigung von Leib und Seele sehr bequeme, aber sonst unschädliche Hypothese“ und erregte durch diese Ketzerei so sehr die Wut der Orthodoxie, daß es ihm fast ähnlich ergangen wäre, wie im Jahre vorher dem Philosophen Wolf; der bei Strafe des Stranges aus Halle vertrieben worden war, und dessen Philosophie er zu Ostern 1725 als Erster aufs Katheder brachte.*

Der erbitterte Kampf Gottscheds gegen die Orthodoxie, der durch sein Kolleg über Wolf ohnehin schweres Aergernis bereitet wurde, nahm um dieselbe Zeit einen ziemlich bedeutenden Umfang an: er hielt die rücksichtslos scharfe „Rede wider den verderblichen Religionseifer“, aus der sich 50 Jahre später Gotthold Ephraim Lessing Einiges für den „Nathan“ aneignete; und gründete wenige Wochen später die erste deutsche, nicht fachwissenschaftliche Wochenschrift vornehmen Stils: die „Vernünftigen Tadelrinnen“, in denen er sich die große Aufgabe stellte, alle Kräfte des Volkes zu gemeinsamer Arbeit wachzurufen, der allgemeinen Bildung zu dienen, eine reifere Gesittung anzubahnen, und die Frauen dem geistigen und sozialen Leben der Nation zuzuführen. Die Zeitschrift, die er bald aus Mangel an befähigten und — mutigen Mitarbeitern nahezu allein versorgte, war wol nicht in jeder Beziehung etwas Neues; da ihr Herausgeber dort und hier auf englische Vorbilder zurückgriff: aber sie war im Rahmen unsrer Culturgeschichte von der höchsten, urwüchsigsten Bedeutung; sie kam einem Bedürfnis der Nation entgegen und

* Die Kühnheit auch dieser Tat kann man daraus ermessen, daß die wolfsche Philosophie erst 1732 auf der Königsberger Universität zu Ehren kam. (Siehe den Brief J. G. Bocks, eines Jugendfreundes Gottscheds, vom 13. September 1732.)

wirkte tatsächlich an- und aufregend nach allen Seiten, nicht zum wenigsten durch ihre, bei den „Frommen“ im Lande das höchste Hergernis erregenden, satirischen Artikel. Es ist arm-selige Splitterrichterei, wenn man das große Verdienst, das Gottsched sich durch die Herausgebung der „Tadlerinnen“ erwarb, dadurch hinabzusetzen versucht, daß man auf einige „Quellen“ hinweist und hämisch meint, er habe „die ihm von Dietsch ertheilte Lektion über litterarisches Eigentum vergessen“ d. h. jene Beanstandung eines Verses von Neukirch, den der achtzehnjährige Lyriker einem seiner Gedichte unbefangener Weise eingefügt hatte! Noch dazu eine Beanstandung, die der grundehrliche „Plagiator“ so offenherzig in der geschichtlichen Vorrede des zweiten Bandes seiner „Weltweisheit“ der Welt mittheilte! Das ist die Art, wie man selbst heute noch gegen Gottsched kämpft; ihn vor seinem Volke in der überlieferten Verachtung zu erhalten weiß! — Und wenn Gottsched für jeden Artikel der „Tadlerinnen“ eine „Quelle“ nachgewiesen werden könnte; so bliebe sein Verdienst trotzdem sehr groß. Denn erstens schrieb er doch das Alles in seiner deutschen Prosa; und zweitens schmückte er Alles mit seinem Geist, seinem Witz; füllte er Alles mit dem tief sittlichen Inhalt seines, schon in jenen jungen Jahren, wahrhaft antiken, aber nicht antik-frivolen, Charakters. So wurde denn der sittliche und geistige Zustand der Zeit durch den Einfluß dieser „Tadlerinnen“ in überraschender Weise gehoben; ja die ganze, unmittelbar an Gottsched anknüpfende Litteratur bis hinauf zu Gellert, Lichtwer, Liscow, Abbt und Justus Möser, zehrte in der Hauptsache von den Motiven, die der Meister in dieser Zeitschrift als ein Patriot, ein Sittenschilderer und Satiriker ersten Ranges geliefert hatte.

Noch bedeutsamer, noch mutiger trat dann der Aufklärer und Volksbildner in den Jahren 1727 und 1728 als Herausgeber der zweiten Zeitschrift, des „Biedermannes“, hervor. Der große Erfolg der „Tadlerinnen“ (die nach ihrem wöchentlichen Erscheinen noch als Buch drei Auflagen* erlebten) hatte einen anderen Ver-

* Die letzte erschien 1738; und ein Herr J. f. Kopp schrieb am 14. Mai 1739 aus Cölleda einen recht enthusiastischen Brief über die von ihm gemachte neue Bekanntschaft an Gottsched: „Ich lese anjetzo mit einer Aufmerksamkeit, die mit der größten Gemüthabelustigung verbunden ist, die vernünftigen

leger, Jakob Schuster mit Namen, veranlaßt, Gottsched zu bewegen, auch für ihn eine ähnliche Wochenschrift zu schaffen. Da der „Hamburger Patriot“ 1726 eingegangen war, so ließ Gottsched sich bereden. „Ich wählte mir den Charakter eines Biedermannes, und setzte unter diesem Titel wiederum zwey Jahre eine Sittenschrift fort, welche nicht übel aufgenommen ward. Doch war freylich dieser moralische Charakter viel ernsthafter und gründlicher, als der vorige, der des bisweilen lustigen und abwechselnden Inhalts wegen, mehreren jungen Leuten gefallen hatte“ — so spricht sich Gottsched in seiner bescheidenen Weise über beide Zeitschriften aus; deren zweite allerdings nicht nur „ernsthafter und gründlicher“, sondern auch in der ganzen Form sehr viel anspruchsvoller ist, ohne jedoch deshalb weniger volkstümlich im besten Sinne des Wortes zu sein. Man braucht den „Biedermann“ nur mit dem, in den dreißiger Jahren erschienenen „freymaurer“, mit dem „fremden“ J. E. Schlegels, mit den „patriotischen Phantasieen“ des wackren Justus Möser, oder mit dem „Wandsbecker Boten“ des guten Matthias Claudius zu vergleichen; um zu erkennen, wie weit die Epigonen hinter dem großen Vorgänger zurückgeblieben sind. Fast alle Tendenzen, welche den Inhalt der „Cadlerinnen“ bildeten, treten im „Biedermann“ noch kräftiger hervor, werden von noch höheren Gesichtspunkten aus durchgeführt. Aber zugleich kommt hier zum ersten Male der begeisterte, vom erquickendsten Optimismus befeelte Freund der Natur, der mit offenen Augen ihre Schönheiten bewundert*, zu Worte; und ihm gesellt sich der weitherzige Weltbürger, der „das gantze menschliche Geschlecht vor eine einzige familie ansieht“ und selbst in den Bewohnern der entlegensten Teile der Erde „Blutsverwandte“ erkennt. Und während er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln an der geistigen und sittlichen Erziehung seiner Leser arbeitet; tritt er zugleich mit einer für jene Zeit wahrhaft bewunderungswürdigen Blickweite für den, ausserhalb der Hanfa-Kreise, teils gefürchteten, teils verachteten Handel ein; feiert ihn als den

Cadlerinnen. Was dieses vortreffliche Buch für Eindruck in meiner Seele gemacht, weis ich E. H. M. nicht besser zu beschreiben etc.“

* Es ist üblich, in Rousseau den Schöpfer der Natur-Bewunderung zu erblicken; man wird also auch diesen Irrtum zu berichtigen haben.

Bringer der Cultur, als den Förderer der Sittlichkeit, des Reichthums, der Wissenschaften und Künste, als den Schöpfer aller jener Mittel, durch welche ein Volk sich des Übermutes seiner Nachbarn erwehren könne. Hier, wie überall, kommt schließlich auch die politisch-nationale Tendenz zum Durchbruch: der Schmerz über die aus Armut und Unbildung fließende Ohnmacht seines Volkes und die Hinweisung auf jene großen Güter, die einem Volke vor allem not thun. Als Herausgeber des „Biedermannes“ wirkte Gottsched wenn möglich noch mächtiger, denn als Herausgeber der „Tadlerinnen“; und man darf ohne Übertreibung sagen, daß er bereits jetzt als geistiger Führer des deutschen Volkes auf der Höhe seiner Zeit stand. Als Sprachdenkmäler sind beide Werke unbedingt klassisch; und wenn Karl Hillebrand nur wenigstens diese, doch immer noch der Jugendperiode des Meisters angehörenden, Bücher gekannt hätte; so würde er nicht den Mut gehabt haben, leichtfertig zu behaupten: daß „der tief originale Geist des deutschen Idioms unter seiner kalten Hand erstarb“. Dieser Geist war in der Sprache Gottscheds lebendiger, als in der aller seiner Nachfolger, die doch erst von ihm sprechen und schreiben gelernt hatten. Ja, man darf sagen, daß sein Genie unsrer Sprache in vielen Beziehungen erst diesen „tief originalen Geist“ einprägte. Und wer etwas Anderes zu behaupten wagt, verdient die entschiedenste Zurückweisung.

Doch nicht der litterarische Wert dieser Zeitschriften bildet ihre tiefste Bedeutung; diese besteht vielmehr darin, daß hier zum ersten Male in Deutschland ein Gelehrter, ein Mann der akademischen Zunft, sich herbeiließ, der ungelehrten Welt wissenschaftliche und andere Dinge in verständlicher und schöner deutscher Sprache vorzutragen. Es war Gottscheds großes Verdienst und wird ihm nie vergessen werden dürfen, daß er, der Akademiker, aus den engen Schranken der Gelehrtenzunft heraustrat; daß er, der freie Denker, der kühne, das ganze Leben seines Volkes überschauende Patriot, den Mut fand, sich an das gebildete oder doch bildungshungrige Publikum zu wenden, an das „Laientum“, auf welches die Gelehrten bisher mit Hochmut hinabgesehen hatten. Wie Luther die Laien zur Theilnehmung am kirchlich-religiösen Leben heranzog; so rief Gottsched den gebildeten, der Belehrung zugänglichen Bürgerstand zur Theil-

nehmung an allen litterarischen, philosophischen, naturwissenschaftlichen, gesellschaftlichen und, soweit damals davon die Rede sein konnte, politischen Fragen der Zeit auf. Er bereitete auf diese Weise den deutschen Bürgerstand, der erst viele Jahrzehnte später zu seinem politischen Rechte kam, für die große Mission vor, die seiner wartete.

Aber auch als Akademiker sorgte er zu dieser Frist für die Hebung des geistigen Höhenstandes der Studierenden, ja, der ganzen gelehrten Welt. Man braucht nur die verschiedenen, aus dieser Zeit stammenden Reden (so z. B. die 1728 gehaltene „Akademische Rede zum Lobe der Weltweisheit“ oder die, 1726 gehaltene Rede: „Ein Jurist muß ein Philosoph seyn“ u. A. m.) zu lesen, um sich eine Vorstellung davon zu machen, von wie großartigen Gesichtspunkten aus er seine Lehrtätigkeit betrieb. Und man braucht ferner nur die in den zwanziger, dreißiger und vierziger Jahren so massenhaft an ihn gerichteten Briefe zu durchblättern, um zu erkennen, daß die großherzigen Bemühungen des „großen Lehrers“, des „unvergleichlichen Lehrers“ (— der auch dem geringsten seiner Schüler ein wahrhaft väterlicher Freund war; sodaß sie immer wieder beteuerten, mit „zärtlichem Herzen“ an ihm zu hängen; daß sie selbst als, ihm ferngerückte, gereifte Männer ihn „mit kindlicher Hochachtung umbarmten“ —) den tiefsten Einfluß auf die junge Generation ausübten. Seine akademische Lehrtätigkeit bildete tatsächlich die lebensvollste Ergänzung seiner gewaltigen schriftstellerischen Tätigkeit; für die der vielbeschäftigte Mann allezeit Muße, Freudigkeit und Kraft übrig behielt. Bald aber wandte sich sein unermüdlicher Arbeitsdrang noch auf ein andres Gebiet, das des Reformators mindestens ebenso sehr bedurfte, wie die Litteratur im engeren Sinne des Wortes; und auch diese neue Tendenz verfolgte er mit dem nahezu keine Schranke kennenden Eifer des Patrioten und Volkserziehers.

Das Ziel, das ihm von Anbeginn seiner Laufbahn vor Augen geschwebt hatte und das er, in all' der Überfülle der Berufsarbeiten, niemals aus den Augen verlor, war immer das eine: Die Hebung des geistigen und sittlichen (und dadurch zugleich des politischen) Zustandes der Deutschen; die Schaffung jener idealen Güter, durch welche das an sich selbst nicht mehr

glaubende, zerrüttete, dem Ausland ohnmächtig gegenüberstehende „Volk von Helden“ wieder zu einem „Herrenvolke“ werden; mit denen ausgestattet, „Deutschlands alter, zur Freyheit geneigter grosser Geist“ zu neuem Leben gelangen konnte. Zur Erreichung dieses grossen Zieles wollte er sich nun ein besonders wirksames Werkzeug schaffen: und dieses sollte ihm die ganz verwahrloste Schaubühne bieten.

Als er 1724 nach Leipzig kam, hatte er noch nie einer Bühnenaufführung beigewohnt; das Interesse für dramatische Dichtung war in dem Jüngling zwar durch die Beschäftigung mit den damals gerühmten „Dramen“ Lohensteins und der hölzernen Opitzischen Übersetzung der „Antigone“ angeregt, aber seitdem durch nichts weder befriedigt noch befördert worden. Da besuchte er 1725 zum ersten Male den Theatersaal, in welchem der Prinzipal der kurhessischen Schauspielertruppe, Karl Ludwig Hofmann, ein Schüler Velthens, seine Vorstellungen gab — und sofort erkannte er nicht nur die Reformbedürftigkeit des ganzen Theaterwesens, das Publikum mit eingerechnet, sondern auch die grosse Wichtigkeit der Schaubühne für das Kulturleben eines Volkes. Er beschloß, die Schaubühne zu einem Kulturfaktor zu erheben, dramatische Dichtkunst und Schauspielkunst in den Dienst der künstlerischen und sittlichen Volks-erziehung zu stellen.

Sein Enthusiasmus drängte auch hier sofort zu Taten, gieng auch hier gleich ins Grosse; und es wirkt komisch, wenn selbst noch Michael Bernays meint: daß die dramaturgische Reformarbeit Gottscheds „keineswegs aus innerem Drange geschah“; es kommt einer unwürdigen Verdächtigung nahe, wenn Gustav Waniek meint: Gottsched habe sich der Bühne nicht aus idealen und patriotischen Gründen angenommen, sondern nur auf den Ruhm speculirt, den ihm die Bühne zu bringen versprach. Wie hätte denn so Großes erstrebt und erreicht werden können, wenn der Reformator nicht wirklich „aus innerem Drange“ (der sowol seine künstlerische wie patriotische Quelle hatte), in diese gewaltige Bewegung eingetreten wäre? Es heisst doch geradezu Großes klein beurteilen, wenn man zu behaupten wagt: daß Gottsched nur aus persönlichen Gründen, d. h. nur, um sein Ansehen zu mehren, auch diese Riesenarbeit auf sich genommen. Allerdings

war Gottsched immer auch darauf bedacht, seine Stellung, sein Ansehn breiter zu fundamentiren. Aber selbst wenn ein wenig Menschlichkeit dabei im Spiele gewesen wäre; so wurde sie doch vollständig zurückgedrängt von den großen Tendenzen seines Lebens. Er mußte, wenn er für sein Volk die gewaltige Kulturarbeit verrichten wollte, sein Ansehn, seine Macht mit allen erlaubten Mitteln mehren — wie auch Bismarck, wenn er den Traum des deutschen Volkes auf eine vernünftige Art zur Wirklichkeit werden lassen wollte, sich zu der, nach seinem Könige, mächtigsten Persönlichkeit Preussens machen mußte. Denn nur ein angesehener, ein mit nahezu unbeschränkten Machtmitteln ausgestatteter Mann konnte damals etwas erreichen auf Gebieten, die von Grund aus revolutionirt werden mußten. Und nun wollte Gottsched gar eine Welt umgestalten, in welcher die zuchtlosen Komödianten das große Wort führten! Hier konnten selbst Macht und Rang für sich allein nichts bewirken. Hatte es doch vor Gottsched nicht an Männern gefehlt, die, angeekelt von den widerwärtigen Theaterverhältnissen, der Bühne eine edlere Aufgabe zuwenden wollten (ich erwähne nur die Braunschweigischen Herzöge Heinrich Julius und Ulrich). Aber diesen Vorläufern hatten die großen Gesichtspunkte, die richtigen Ziele und vor Allem die geistigen Kräfte gemangelt, die für eine so gründliche Reform notwendig waren. In Gottsched, dessen genialer Geist überall, wo er in Wirksamkeit trat, das Wesentliche sah, die neuen Gesichtspunkte fand und die zerstreuten Einzelheiten zum geschlossenen Ganzen zu ordnen wußte, erstand der verwaorlosten deutschen Bühne endlich der Retter. Hofmann selbst blieb für die revolutionären Anregungen noch unzugänglich. Der kühne Neuerer aber gieng nun daran, das Publikum für sein litterarisches Theater zu erziehen. Er brachte den Zeitgenossen das Widerliche und Unsinnige der üblichen Theaterstücke zum Bewußtsein. Er geizelte in seinen Wochenschriften nicht nur allerlei Auswüchse des Bühnenlebens, sondern auch das unanständige Benehmen der Zuschauer, das Trampeln, das Besteigen der Bühne u. dgl. m. — kurz: er hob das Publicum allgemach auf eine Stufe, auf der es die Greuel der landesüblichen Bühne, sammt allen ihren Begleiterscheinungen, mit Grauen empfinden mußte. Als dann im Jahre 1727 das Neubersche Ehe-

paar an die Spitze der Hofmannschen Truppe trat, nahm Gottsched die persönlichen Beziehungen zum Theater abermals auf. Diesmal glückte es dem, inzwischen zu noch größerem Ansehn gelangten, Senior der „deutschen Gesellschaft“ besser: der gebildete Neuber ließ sich beeinflussen. Es kostete freilich nach wie vor große Kämpfe. Neuber sowol, wie seine oberflächliche, nur als Schauspielerin hervorragende, sehr eitle Gattin: beide wollten immer noch die schlechten Dossen des Tages, die Haupt- und Staatsaktionen bevorzugen; während Gottsched, ohne Rücksicht auf die niedrigen Instinkte der Massen zu nehmen, dem Litteraturstück die herrschende Stellung eingeräumt wissen wollte. Gottscheds großartige Zähigkeit im Verfolgen seiner Ziele hält Stand; obwol er sich durch die Forderung, daß der Schauspieler mit dem Bühnendichter gemeinsame Arbeit leisten sollte, die, im Alleinbesitz aller Rechte verlodderten, Komödianten nicht gerade zu Freunden macht. Endlich gelingt es ihm, Neuber für seine Anschauungen in ihrem ganzen Umfange zu erziehen: der mächtige Theaterprinzipal erhebt die Forderungen Gottscheds zu ausschließlich von der Bühne zu verfolgenden Grundsätzen; und als die Neuberin erkennt, daß das, durch Gottsched vorbereitete, zumal das vornehme, Publikum die Litteraturstücke bevorzugt und dem litterarischen Theater eine bisher nicht zu bemerken gewesene Liebe und Achtung entgegenbringt, setzt sie sich nun ebenfalls für die neue Richtung ein und sichert ihr den Erfolg. Der auf Gottscheds Veranlassung von dem Nürnberger Rats Herrn Christoph Führer übersetzte „Cinna“ des Corneille ist das erste Litteraturstück, das in Deutschland zur Aufführung gelangt. Ihm folgt 1729 Racines „Iphigenie“, die Gottsched selbst verdeutscht hatte. Im Jahre 1732 stehen der deutschen Bühne bereits acht Litteraturstücke zur Verfügung, welche die Neubersche Truppe, als „mit Gottscheds Geist belehnte und ausgerüstete Sendbotin“ (Bernays), durch ganz Deutschland führt.

Inzwischen war (1730) die „Critische Dichtkunst“ erschienen, Gottscheds „erste Groszthat“, in der er nahezu das ganze Gebiet der deutschen Poetik revolutionirte, wenn auch vielfach nur mit geschickter Benutzung dessen, was griechische, römische und französische Vorgänger bereits zum Gesetz erhoben hatten. Aber auch bei dieser Aneignung des fremden bewies er seine Genia-

lität; denn er benutzte das fremde nur, um es für deutsche Verhältnisse mit einsichtsvoller Besonnenheit zu verwerten. Ausgehend von dem in alle Zukunft gültigen Grundsatz, daß die praktisch-technischen und die geistig-ästhetischen Wesenheiten der Dichtkunst bei allen vernünftigen, durch Rassen-Unterschied nicht von Grund aus getrennten, Völkern und zu allen Zeiten die gleichen seien; und daß die einzelnen Völker und Künstler dem unabänderlichen, wenn auch der reicheren Entfaltung sehr wol bedürftigen, Kern der Dichtkunst (wie im Grunde aller Kunst) nur jene individuelle Ausgestaltung geben können, die dann als nationale oder individuelle Verschiedenheit in die Erscheinung tritt — stellt er hier mit einer geradezu bewunderungswürdigen Allseitigkeit zum ersten Male in der Welt systematisch die Gesetze der Dichtkunst fest. Stolz spricht er es 4 Jahre vor seinem Tode aus, daß er bei Abfassung dieses Riesenwerkes „vorhergesehen, wie das ganze Reich der Poesie bey uns aufgekläret und erweitert werden würde; wenn man endlich aufhören möchte zu glauben: das Wesen der Dichtkunst bestünde im Scandiren und Reimen, und die Poesie sey nichts anders, als eine gebundene Beredsamkeit“. Aber auch dieses Werk, das in einer gar nicht mißzuverstehenden Sprache geschrieben ist, hat seit den Tagen seines Erscheinens bis in unsre Gegenwart hinein die laute Verurteilung oberflächlicher und unehrlicher Epigonen gefunden. Da sollte der Mann, der die „Schönheit, Ordnung und Vollkommenheit“, von der er „die gantze Welt“ erfüllt sah, auch in der Kunst wiederfinden wollte; der immer aufs neue betonte, daß „die Regeln es freylich in einer Kunst nicht machen“; der offen erklärte: „Die Natur hat jederzeit in der Dichtkunst was bessers zu Stande gebracht, wenn man sich bloß nach ihrer Vorschrift, als wenn man sich nach einer ganzen Menge von verderbten Regeln richtet“ („Beyträge“ 28. Stück), und bei jeder Gelegenheit dem Irrwahn entgegentrat, daß Reimen, Scandiren und metrische Kunststücke Poesie wären — da sollte dieser Mann bald „nur auf eine poetische Schreibart gedrungen“ haben; bald auch „die alltäglichsten Gedanken, wenn sie nur an und für sich verständig, sprachrichtig und mit einer gewissen schwülftigen Phrasologie ausgedrückt waren“ für Poesie erklärt und „in engherziger Weise die abstracte Regel dem gegenüber-

gestellt haben, was über die bloße Regel hinausgieng“! Man wird nahezu irre an der Urteilsfähigkeit unsres Volkes, wenn man sieht, wie der große Mann, der auch auf dem Gebiete des Dramas und der Poesie zum ersten Male in Deutschland das unbedingt Richtige forderte, anbahnte und, soviel in seinen künstlerischen Kräften stand, das Gute schuf; wie der Mann, der zum ersten Male, seit den verschwundenen Tagen der ersten Blütenperiode unserer Litteratur, die künstlerische Technik, diese einzige unzerstörbare Grundlage auch der Dichtkunst, wieder als das Alpha der Poesie hinstellt, zu einem beschränkten, kunstfeindlichen Pedanten gestempelt werden konnte, nach welchem die „ästhetische“ Jugend unsres guten Volkes sozusagen mit faulen Eiern warf.

Aber ich will dem Traurigen, das bei uns Eräugnis wurde, hier nicht weiter nachgehen; und mich lieber an das „Lehrbuch des deutschen Volkes“ (Maniek) halten, das, ob es gleich in Diesem und Jenem heute, 170 Jahre nach seinem Erscheinen, veraltet ist, doch in allem Wesentlichen bis auf den heutigen Tag unerreicht geblieben, geschweige denn übertroffen worden ist. Was liesze sich nicht Alles über dieses merkwürdige Werk sagen, aus dem, nach Hagedorns Meinung, endlich „die Poeten in ihrer Muttersprache lernen konnten, wie viel zu einem Dichter erfordert werde“; das, nach desselben Hagedorns Meinung, „den zahlreichen Haufen der halben Poeten in ihrer ruhigen Unwissenheit störte“! So erfuhr in der „Critischen Dichtkunst“ zum ersten Male die Dichtersprache ihrer inneren Natur nach eine zusammenhängende Behandlung. So stellte Gottsched hier zum ersten Male die Weltlitteratur in den Gesichtskreis der Welt. So sprach er hier den fundamentalsatz aus; „Die Poesie soll zum Vergnügen der Menschen gereichen; also wird sie verwerflich sein, wenn sie es nicht erweckt“ — erklärte aber zugleich auch die Poesie für eine sittliche Macht; und bürgerte dadurch die, bis dahin eigentlich nur als freche Gassendirne oder steifes Gelehrten-Geschöpf bekannt gewesene, Poesie im deutschen Familienhause ein. Was jedoch dem Epoche machenden Werke seine große, umwälzende Bedeutung gab, war ein ganz moderner Zug, mit welchem der kühne Revolutionär gegen den damals auf allen Gebieten herrschenden Zopf rücksichtslos und siegesbewußt Sturm lief: der laute, in allen Tonarten erschallende

Ruf nach Natur. Und hier trifft der, an der Spitze der deutschen Kulturbewegung seiner Zeit stehende, Litteratur-Gesetzgeber mit dem Dramaturgen zusammen: Er fordert für das Drama einen ausgesprochenen Realismus, der durch eine, das Ganze beherrschende, sittliche Idee geadelt werden soll. Er verlangt, daß die sinnlos ausschweifende Phantasie in die Schranken der Vernunft gebannt, die rohe Unsitlichkeit ganz beseitigt werde. Er bekämpft den Monolog und das Bei-Seite-Sprechen; weil sie gegen die Natur sind. Er verurteilt die witzige oder gezierte Redseligkeit, weil sie dem Wesen des Dramas nicht entsprechen; und fordert für jeden Affekt das einfache Wort, wie es aus dem Herzen kommt. Er bekämpft zugleich die italienische Oper mit ihren Unsinnigkeiten und zeigt dem musikalischen Drama ein Ziel, das später von Gluck verfolgt und mit genialer Einseitigkeit von Richard Wagner erreicht wird. Ihm, dem anerkannten Vertreter der Litteratur, der sich nicht gescheut hatte, zu dem verachteten und verhassten Theater in Beziehung zu treten (obwol das für einen Magister der Welt-Weisheit, der oft genug sogar geistliche Reden halten mußte, keineswegs ungefährlich war), gelingt endlich eine Umgestaltung nicht nur des Bühnenwesens, sondern der ganzen dramatischen Kunst. Er setzt es durch, daß der Dekoration die nötige Sorgfalt gewidmet, daß das Zusammenspiel gepflegt, daß die Zwischenaktsmusik dem Charakter der gespielten Stücke angepaßt wird. Er bekümmert sich sogar um anscheinend äußerliche Dinge und gibt die umständlichsten Anweisungen, nach denen 1749 in Leipzig das erste, den halbrunden Zuschauerraum enthaltende Theater gebaut wird, das die bis dahin üblich gewesenen langen Theateräle verdrängte. Er gibt zugleich den Schauspielern den reichsten Unterricht und liefert den schlagendsten Beweis dafür, daß, ehe „ein Komödiant einen Pfarrer lehren“ konnte, zuvor der „Pfarrer“ den „Komödianten“ in die Schule genommen haben mußte. Eine seiner dramaturgischen Hauptforderungen konnte er leider nicht vollständig durchsetzen; ja sie wurde sogar der eigentliche Grund der Feindschaft zwischen ihm und der Neuberin. Er hatte nämlich, als der Erste, darauf gedrungen, daß die historischen Stücke in den ihrer Zeit entsprechenden Trachten gespielt würden. Aber „die Komödianten, die ihre

fischbeinröcke und federbüsche nicht umsonst angeschafft haben wollten“ (H. G. Kästner), machten ihn, dieser Forderung wegen, lächerlich; und so „blieb die Ehre, so was vernünftiges auf dem Theater einzuführen, der Clairon vorbehalten“, wie Kästner mit Bitterkeit bemerkt, indem er hinzufügt: „denn was nimmt Frankreich nicht von einer Aktrice, und Deutschland nicht von Frankreich an?“

Ich kann in dem engen Rahmen dieser Skizze auch dem Dramaturgen Gottsched leider nur eine ganz flüchtige Betrachtung widmen; will aber, um nicht mein eigenes, vielleicht nicht eigentlich fachmännisches, Urteil allein sprechen zu lassen, hier noch einige Auszerungen anführen, welche der gelehrte Regisseur und Schauspieler Hans Oberländer in seiner gehaltvollen Schrift „Die geistige Entwicklung der deutschen Schauspielkunst“ (1898) dem, von ihm keineswegs vorurteilsfrei beurteilten, Reformator der deutschen Schaubühne gewidmet hat. Er weist zunächst sehr treffend nach, daß Gottsched weit entfernt war, „die Truppen, welche seiner Reform dienten, mit Überzeugung zu klassicistischer Darstellungsweise“ abzurichten; daß er vielmehr die von ihm vorgefundene Spielmanier, die eine Verzerrung der alten französischen Darstellungsweise war, zu Gunsten einer natürlichen Spielweise ausgestaltete, d. h. in der Theorie, da er weder Schauspieler noch Schauspieldirektor war. Dann rühmt Oberländer Gottscheds feines Verständnis für die Kunst des Schauspielers; wie er es verstand, Kunst und Natur in der Wirkung des Schauspielers zu scheiden; wie er zu der Erkenntnis gekommen war, daß der Schauspieler die Gemütsbewegungen, die er bei den Zuschauern erregen wolle, auch fühlen oder doch gefühlt haben müsse; wie er den Nutzen der mündlichen Unterweisung hervorhob und Freiheit der Geberden, des Mienenspieles forderte; wie er den dürftigen Vorschriften des Batteux viel reichere Forderungen entgegenstellte und erklärte, daß die Beredsamkeit in Tönen und Geberden viel weiter gehen müsse, wenn sie „rühren, bezaubern und entzücken“ sollte. Er ist so ehrlich, zu bekennen, daß Leipzig die Geburtsstadt der modernen Schauspielkunst ist und nicht Hamburg; daß Gottsched die Schauspieler seiner Epoche zur Natur erzog; daß er Eckhof und Ackermann, die ersten bedeutenden Schauspieler der litterarischen Bühne, nach Leipzig

rief; daß er seinen Einfluß auch auf die Schönnemann'sche Truppe ausübte, viel mit dem jungen Eckhof verkehrte und den „anfangs seine Berufsgenossen um nichts überragenden Schauspieler“ zu einer theoretischen Höhe erhob, auf der er der größte Bühnenkünstler seiner Zeit wurde. Er wagt sogar die Äußerung, daß Gottsched „schon zu vielem den Keim gelegt hatte, was Lessing erntete, ohne es gefät zu haben“ — ist aber doch in einigen entscheidenden Punkten noch befangen genug, den Mann, den er mit Entschiedenheit dagegen in Schutz nimmt, daß man „über ihn durchaus mit vorgefaßter Meinung auf allen Gebieten aburteilt“, zu unrecht zu tadeln. So scheint mir Oberländer im Irrtum zu sein, wenn er sich über Gottscheds Unfähigkeit beklagt, der Bühnensprache die Natur zu schenken. Gottsched hat diese Natur auch für die Bühnensprache gefordert: für die Komödie, für das bürgerliche Schauspiel im weitesten, radikalsten Sinne des Wortes; für die Tragödie mit der Bedingung, daß die ideale Form der Sprache gewahrt bleibe. In der Komödie wollte er vor den „gemeinsten“, landläufigsten Ausdrücken, wenn sie nur zur Erhöhung der Naturtreue beitragen, nicht Halt gemacht wissen; nur der hohen Tragödie sollte „die Sprache der Götter“ bewahrt bleiben, wenn möglich, mit Vermeidung des Reimes, den er, obwol er selbst nicht mehr dazu kam, ihn endgültig von der Bühne zu verbannen, mit zunehmenden Jahren immer leidenschaftlicher haßte, der ihm, für den der Rhythmus die Seele des Verses war, zu gewissen Zeiten sogar in der Lyrik nur als ein durch Überlieferung geheiligtes, störendes Anhängsel galt. Es war also keineswegs energieloses Schwanken, was Gottsched verhinderte, der Bühnensprache die Natur zu schenken.* Ihm, der hundert andere Aufgaben zu erfüllen hatte,

* Je länger ich dieser geheimnisvollen Tatsache mein Nachdenken widme, desto gewisser scheint es mir, daß einzig und allein zwingende äußere Gründe für die Zurückhaltung Gottscheds in diesem Punkte maßgebend gewesen sind. Er hatte, mit der ihm eigenen rücksichtslosen Offenheit, 1730 in der „kritischen Dichtkunst“ gesagt: „Wenn alle Personen mit gereimten Versen auf die Schaubühne treten, und dieselben herbethen oder wohl gar herfingen: wie kan das natürlich herauskommen? Oder wie kan es dem Zuschauer wahrscheinlich seyn, daß er wirklich die Handlung gewisser Leute mit ansehe, und ihre ernstlichen Gespräche höre? Die Reime klingen immer gar zu studiert, und erinnern ihn ohne Unterlaß, daß er nur in der Comödie sey, welches er gern vergessen wollte; um ein desto größeres Vergnügen zu ge-

fehlte auch schwerlich die künstlerische Kraft; das Beispiel für seine Theorie zu geben; aber er befürchtete wol nicht mit Unrecht, daß auf der Bühne wieder Alles drunter und drüber gehen würde, wenn die Reim-fessel, welche die Schauspieler zwang, ihre Rollen sorgfältig zu lernen, vor der Zeit beseitigt wurde. Wenn aber Oberländer nun auch noch die Genialität Gottscheds anzweifelt, weil er „die Initiative vermissen läßt, der Spielart der deutschen Truppen eine entschiedene Richtung auf die Natur zu geben“; weil er „den Weg nicht fand,

niefzen. In diesem Stücke haben die heutigen Engländer auch vor den Franzosen den Vorzug. Sollte ich es einmal wagen, ein Trauerspiel zu machen, so will ich es versuchen, in wie weit man hierinn wieder den Strom schwimmen könne.“ Das aber war doch nicht nur so ins Blaue hinausgesprochen. Gottsched war ein viel zu besonnener Mann, als daß er solche bedeutsame Äußerungen aufs Geratewohl wagte. Zweifellos muß er damals fest entschlossen gewesen sein, auch die Theatersprache zu revolutioniren; und diese Äußerung war jedenfalls nur ein Versuchsballon. Er kannte die Vorliebe der Höfe, des Adels für den gereimten Alexandriner; wenn er seine Reformen nicht unmöglich machen, oder doch ihre Durchführung sehr erschweren wollte: so mußte er in Diesem und Jenem auf die damals allein maßgebenden Herrschaften die behutsamste Rücksicht nehmen; schon deshalb, weil die Comödianten selbst für nichts zu haben gewesen wären, was dem Geschmack des Adels zuwiderlief. In verschiedenen Briefen Gottscheds an seinen Beschützer, den Grafen Manteufel, aus dem Jahre 1738, verteidigt sich nun aber Gottsched sehr nachdrücklich gegen den Verdacht, als ob er der Meinung sei, daß man im Deutschen alle Reime abschaffen sollte. Er behauptet zwar seinen theoretischen Standpunkt und erklärt, auf den „großen Dichter“ warten zu wollen, der „Geschick, Feuer und Herz genug hätte, ein Trauerspiel ohne Reime zu machen“ —; meint aber einige Zeit später mit versteckter Ironie: „Indessen habe ich die Reime so wenig, daß ich neulich auf einen Freund einen Knittelvers gemacht, darinn wenigstens 100 Zeilen auf einen einzigen Reim ausgingen“. Aus alledem scheint für mich hervorzugehen, daß Gottsched nur mit Rücksicht auf den Geschmack der Aristokratie und später insbesondere mit Rücksicht auf den einzigen Mann, der ihm, dem von allen Seiten Gehässen, ein wirklicher Gönner und eine unbedingt nötige Stütze war, es vermied, auf diesem sehr schlüpfrigen Gebiete „wieder den Strom zu schwimmen“. Da Gottsched sich seiner Verdienste um die deutsche Schaubühne bewusst war; so konnte er diese letzte, von ihm ja ohnehin bereits angekündigte, Revolution getrost einem Nachfolger (den er leider nicht mehr erlebte; da selbst J. E. Schlegel sich weigerte, Gottscheds Drängen, daß er seine Tragödien reimlos abfassen sollte, zu folgen) überlassen. Wir erkennen also auch in diesem Falle die große Weisheit des nicht nur beschaulichen, sondern in ganz bevorzugtem Grade zugleich auch praktischen Genies; das genau wußte, wo kleine Zugeständnisse gemacht werden mußten, wenn große Dinge durchgesetzt werden sollten.

um mit Entschiedenheit in die Praxis umzusetzen, was seine bessere Einsicht ihm theoretisch lehrte“: so weiß man wirklich nicht, was man dazu sagen soll. Gottscheds Genialität offenbarte sich ja gerade in seinen theoretischen Einsichten! Wenn er diese nicht „in die Praxis umsetzen“ konnte: so lag das doch nur daran, daß er kein Bühnengewaltiger war; daß er nur lehren, nicht aber den Mimen befehlen durfte. Erst als die Schauspieler kamen, die zugleich als Regisseure ihre „Künstler“ zwangen, das zu tun, was Gottsched theoretisch gelehrt hatte: erst da setzte sich Gottscheds Theorie in die Praxis um. Eckhof und Schröder — sie waren die ausführenden Talente, die Praktiker, welche den Theorien des genialen Gesetzgebers den Sieg verschafften. Oberländer muß selbst bekennen, daß „Gottsched bei allem Mangel an Initiative seine natürliche Anschauung von der Schauspielkunst doch so zu sagen an den Mann brachte — nicht mit durchschlagendem Erfolge, nicht indem er sie als eine allgemein anerkannte Neuerung in die Welt setzte, sondern in stiller Vorarbeit für den Berufenen“: er gibt ihm also das glänzendste Zeugnis, das man einem, seiner Zeit vorausgeeilten, genialen Bahnbrecher (der natürlich nie eine „allgemein anerkannte Neuerung in die Welt setzt“, sondern stets nur Neuerungen, die erst ihre allgemeine Anerkennung und praktische Durchführung von Seiten glücklicher Epigonen zu erwarten haben) geben kann; und doch schildert er ihn einen „langsamen Geist, der vor lauter Erwägungen nicht zu Entschlüssen kam“! Aber selbst wenn Gottsched nicht auch die deutsche Schauspielkunst theoretisch von Grund aus revolutionirt hätte; so dürfte man ihm trotzdem den Ruhm nicht bestreiten, daß er für das Ganze der dramatischen Kunst so viel getan, daß Anderen „zu tun fast nichts mehr übrig blieb“. Er legte überall die Grundlagen, auf denen seine Epigonen nur weiterzubauen brauchten. Er pflanzte die Bäume, die sich dann, nach dem natürlichen Gesetz gewissermaßen von selbst, weiter entwickeln mußten. Seiner Riesenkraft allein war es zu verdanken, daß in verhältnismäßig sehr kurzer Zeit aus der, von allen Mäusen verlassenen, Jahrmarktsbude eine Kunstanstalt wurde. Und wenn es bei dieser Herkulesarbeit auch oft recht gewaltsam zuging; so darf nicht vergessen werden, daß der Mann, der den auf der deutschen Schaubühne angehäuften Muth

und Schmutz, alle auf ihr herrschende Unnatur beseitigen wollte, mit eisernem Besen kehren mußte. Daß der Stiel dieses Besens aus französischem Material hergestellt war, hinderte nicht, daß der Besen selbst in der Hand des großen Patrioten die denkbar beste nationale Arbeit verrichtete. Gottsched wußte ganz genau, was er wollte, was in dem gegebenen Augenblick getan werden mußte. Da die uns überlieferte griechische und römische Tragödie für die moderne Zeit unverwertbar, da sie zudem selbst auf einer Kindheitsstufe der Entwicklung stehen geblieben war*; so konnte dem, auf dramatischem Gebiete noch ganz unreifen, deutschen Volke in Wahrheit kein besseres Muster aufgestellt werden, als das, welches die Tragödie Corneilles und Racines bot. Wie ihm selbst die beiden französischen Tragiker, die als Autoritäten hinzustellen er weit entfernt war, willkommene Lehrmeister gewesen waren; so sollte nach ihrem Muster nun auch der deutsche Genius seine ersten dramatischen Gehversuche machen — zu etwas Anderem wollte Gottsched die französische Tragödie für uns nicht verwertet wissen. Es war keineswegs sein Wille, daß der deutsche Genius sich unter die Botmäßigkeit der Franzosen begeben sollte. Im Gegenteil: Niemand vor und nach ihm deckte die großen Schwächen Corneilles und anderer französischer Theaterdichter so schonungslos auf, wie er. Niemand war vor Allem eifersüchtiger auf die Selbständigkeit des „deutschen Witzes“ als Gottsched; und Niemand in Deutschland hat mehr oder auch nur soviel dazu getan, dem deutschen Geiste auf allen Gebieten seine Selbständigkeit zu erobern und zu wahren, als Gottsched.

Vielleicht darf es bedauert werden, daß Gottscheds großen theoretischen Einsichten kein großes künstlerisches Vermögen gefolgt war. Aber seine Lebensarbeit war eben nicht auf das Theater beschränkt, war überhaupt keine nur künstlerische; sie umspannte das ganze Kulturleben der Nation. Trotzdem wurde er nicht nur der zweifellos bedeutendste, der erste moderne Lyriker

* Es gehört viel Oberflächlichkeit dazu, wenn man behaupten kann, Gottsched habe nur deshalb die Franzosen als Muster aufgestellt, weil er die Griechen nicht kannte. Im Gegenteil: weil er die Griechen kannte und, bei aller gelehrten Bewunderung für sie, einsah, daß sie uns nichts sein konnten, hob er die Franzosen auf den Schild.

seiner Zeit (dem nur der jüngere Hagedorn als Spezialist in Fabeln und Liedern über den Kopf wuchs), wurde er nicht nur geradezu der Schöpfer unsrer modernen politisch-nationalen Lyrik sowol, als auch der, später durch Schiller auf ihre erste Höhe gebrachten, Reflexionslyrik, die sich von der bis dahin herrschend gewesenen didaktischen Lyrik durch ihren Empfindungsgehalt und einen melodiosen, wenn auch zuweilen noch etwas ungelenten, Sprachstil vorteilhaft unterschied; sondern er wurde auch der Schöpfer der ersten, seine Zeit begeisternden deutschen Tragödien, der ersten mit wirklichem, wenn auch noch der Entwicklung bedürftigem Kunstverständnis und Kunstvermögen gearbeiteten, in technischer Beziehung selbst den Stücken der französischen Klassiker vielfach überlegenen Theaterstücke litterarischen Gepräges, deren großen geschichtlichen Wert man erst erkennt, sobald man sie mit den „Dramen“ eines Hans Sachs, Hyrer, Gryphius oder Lohenstein vergleicht.

Es ist sehr oberflächlich geurteilt, wenn man über die, nach unsern heutigen Anschauungen allerdings noch herzlich dürftigen Tragödien Gottscheds vornehm die Nase rümpft und (einem Bodmer nachredend!) geringschätzig von „Kleister und Scheere“ spricht; weil Gottsched für den „sterbenden Cato“ Manches aus Deschamps und Addison's Cato-Stücken benutzte. Gottsched dachte selbst sehr bescheiden von seinem ersten Versuche, den Deutschen ein sinnvolles, bühnengemäßes deutsches Drama zu schaffen*; und doch hätte er einigen Grund gehabt, auch auf

* „Ich habe gewartet, ob sich nicht etwa ein geschickterer Poet unseres Vaterlandes hervorthun, und ein Werk unternehmen würde, welches ihm und Deutschland Ehre machen könnte — bis ich mich endlich entschlossen habe, selbst Hand anzulegen, und einen Versuch darinnen zu thun“; so sagt Gottsched in der Vorrede zum „sterbenden Cato“. Kann ein Bahnbrecher bescheidener sprechen?! Und doch überbietet er diese Bescheidenheit noch in derselben Vorrede mit dem geradezu rührenden, nur leider in unserer Welt schlecht angebrachten Bekenntnis: „Ich bekenne, daß alles was an diesem meinem Cato zu loben seyn wird, von dem Addison und Deschamps herrührt; alles schlechte aber, mir selber und meiner Unfähigkeit in der Tragischen Poesie zuzuschreiben sey“. Wenn Gottsched vorhergesehen hätte, von was für lieb- und gewissenlosen Banausen sein unsterbliches Verdienst einmal in den Schmutz gezerrt werden würde; so hätte er sich, all seiner tief gegründeten Bescheidenheit ungeachtet, wol gehütet, eine solche, den Tatsachen keineswegs entsprechende, Selbstkritik zu äußern.

diese Leistung stolz zu sein: denn ihm war die erste, wenn auch noch lange nicht zureichende, Lösung des großen Problems gelungen, an dem auch wir heute noch herumtasten; er hatte dem deutschen Kunst-Drama, das noch nicht einmal in Anfängen vorhanden gewesen war, die erste gesunde Grundlage geschaffen. Und wenn er für seine Kunstzwecke dort und hier die fremdländischen Vorgänger mit kritischer Besonnenheit zu Rate zog; so tat er im Grunde nichts Anderes, als was der Schöpfer des „Cid“ getan hatte; was der Verfasser des „Clavigo“ und der „Iphigenie auf Tauris“ auch tat. Rechnet man es nun Corneille nicht zum Verbrechen an, daß er sein berühmtes Erstlingswerk eigentlich nur einem spanischen Vorbilde nachdichtete; verzeiht man es einem Goethe, daß er bei Beaumarchais, bei Racine-Gottsched, bei Johann Elias Schlegel (Orest und Pylades), bei Gotter u. A. Anleihen, sogar ziemlich ungenirte Anleihen machte — wie darf man dann dem Schöpfer der ersten deutschen Tragödie achselzuckend nachsagen, daß er „kompiliert“ habe?! Es ist nicht einmal wahr, daß Gottsched einfach „kompilierte“. Er benutzte nur die fremden, ganz unbedeutenden Vorbilder, um ein in den Hauptsachen selbständiges, von seinen Kunstprinzipien getragenes Werk zu schaffen. Er zeigte sich nicht nur im Aufbau des Ganzen dem berühmten Addison überlegen; er verstand es auch, neue anregende, wirksame Momente für die historisch gegebene Handlung zu erfinden. Er gieng aber zugleich auch hier als Revolutionär vor; indem er, dem das „Ärtige, Zärtliche und Verliebte“ des französischen Bühnenstücks, dem überhaupt das ewige Liebesgegirre und Verloben auf der Bühne, immer zuwider gewesen war, seinen Cato sterben ließ, ohne daß dieser, wie der Cato Addisons, noch schnell ein paar Heiraten zu Stande brachte. Dieses Alles wäre schon genügend, der ersten Tragödie des litterarisch geadelten deutschen Theaters ihren großen Wert, ihre kunstgeschichtliche Bedeutung zu sichern; was den „sterbenden Cato“ jedoch zu dem Epoche machenden Werke stempelte; was ihn den Zeitgenossen so „unvergleichlich“ erscheinen ließ, war der Umstand, daß Gottsched sich in dem alten Römer einen Helden geschaffen hatte, dessen Charakter den sittlichen (zum großen Teil durch den Journalisten Gottsched selbst geweckten und geförderten) Anschauungen der Zeit entsprach; daß er seinen

Cato mit einem Pathos erfüllte, welches notwendig das deutsche Gemüt erregen mußte. Gottsched hatte seit Jahren das Seinige getan, um den schlummernden Drang nach Freiheit, die Sehnsucht nach des alten Heldenreiches Größe, vor Allem jedoch den Unwillen über die Bevormundung von Seiten des hochmütigen „Erbfeindes“ in seinem Volke zu wecken: jetzt blickte Deutschland mit Ergriffenheit auf den römischen Helden, der lieber in den Tod gieng, als daß er die Knechtung Roms erlebte. Wenn Cato stolz erklärte:

„Das unbezwungene Rom
Erniedrigt sich vor euch und euresgleichen nicht“

so wurde das eben so gut verstanden, wie das Wort, das er an seinen Sohn Portius richtete:

„Du weißt, daß Hannibal, als er ein Knabe war,
Auf seines Vaters Wort bey Opfer und Altar,
Den schweren Eid gethan, uns Römer stets zu hassen:
Dich will ich Cäsars Haß und Tod beschwören lassen.“

Wenn Cato sagte:

„Man sieht der Römer Blut auf Römer Hände spritzen“

so wußte Jeder, wie er das zu verstehen hatte. Und wenn das Trauerspiel ausklang mit dem schönen Verse:

„Wer stirbt nicht gleich ihm für unser Vaterland!“

so mußte das eine tiefe Bewegung in den Gemüthern eines Volkes erwecken, dem der große Begriff des Vaterlandes nahezu verloren gegangen, das theils zu einem Sklaven, theils zu einem Affen Frankreichs geworden war. Hier stand die deutsche Welt plötzlich vor einem Bühneneräugnis, das für sie zu einem Erlebnis ersten Ranges werden mußte. Kein Wunder, daß alle Städte und Höfe Deutschlands danach Verlangen trugen, den „Sterbenden Cato“ auf der Bühne zu sehen; daß Hoch und Niedrig dem jungen Meister zjubelte; daß auch das Buch einen, für jene Zeit, geradezu beispiellosen Erfolg hatte und in wenigen Jahren 10 Auflagen erlebte.

Gottsched ließ sich durch den Erfolg nicht berauschen, nicht zur dramatischen Vielschreiberei bestimmen. — Allerdings schuf er späterhin noch die „Atalanta“ (das große Muster für alle späteren Schäferspiele bis hinab zu denen Goethes) und zwei

andere Tragödien, mit denen er ebenfalls dem Neuen die Bahn brach: die „Parifische Bluthochzeit“ und den „Agis“ — eine religiös-politische Tragödie, für deren Handlung das, noch aus tausend Wunden blutende, deutsche Volk das beste Verständnis hatte; und eine social-politische Tragödie, welche in dem Ideenkreise wurzelte, für welchen später Rousseau in seinem „contrat social“ das europäische Publikum (das dem deutschen Autor leider fehlte) zu gewinnen wußte.* Aber wenn er, dessen Lebensarbeit nahezu alle Kulturgebiete umspannte, auch als Dramatiker seinen besonderen Ehrgeiz gehabt haben sollte; so hätte ihm der Erfolg des „Cato“ diesen Ehrgeiz vollauf befriedigen können.** Denn er hatte mit diesem Erstlingswerke die höchste Staffel des Ruhmes erklommen. Er war jetzt nicht nur der große literarische Gesetzgeber, dem ganz Deutschland lauschte; nicht nur der universell wirkende Erzieher, dessen Stimme von Jedermann gehört wurde; nicht nur der gegen die finstere Orthodoxie, gegen den Teufelsglauben und jede Art von Aberglauben und Unduldsamkeit kämpfende Aufklärer; nicht nur der, dem zopfigen Professorentum als Revolutionär gegenüberstehende, der deutschen Sprache ihr unumschränktes Vorrecht in Litteratur und Wissenschaft ertrotzende und sichernde Gelehrte; nicht nur der von höchstem sittlichen Pathos erfüllte Bühnenreformer, der Direktoren, Regisseure, Schauspieler, Kritiker und Publikum auf eine höhere Stufe des Kunst-Daseins gehoben, ihnen einen Begriff davon beigebracht hatte, was die Kunst der Bühne sein könnte: Er war jetzt auch der Schöpfer des ersten, mit Verstand, Geschick und tief sittlichem Ernste hergestellten Dramas höheren Stils — er hatte die schwierigste Aufgabe, vor die sich der Pfad-

* Schon zum zweiten Male muß ich hier feststellen, daß Rousseausche Tendenzen bereits bei Gottsched zu finden sind. Wäre es nicht denkbar, daß Rousseau durch Gottscheds Schriften, die ja gerade auch in der Schweiz viel gelesen und zugleich vielfach ins französische übersetzt wurden, beeinflusst worden? Man sollte dem Problem, das ich hier in den Gesichtskreis der Litteraturforscher rücke, nachspüren.

** Die größte Freude dürfte Gottsched darüber empfunden haben, daß auch in Straßburg der „Cato“ die beste Aufnahme fand. Neuber berichtet ihm hierüber am 24. Dezember 1736 und bemerkt: „Cato hat das Glück gehabt, daß er guten Beyfall erhalten, welches erst zweifelhaft war, weil der französische Cato verworfen worden.“ Die Überlegenheit des deutschen Werkes hatte sich hier also durchgesetzt!

suchende Litteratur-Dramatiker gestellt sah, gelöst — noch nicht als frei schaffender, am Ende einer Entwicklungsperiode stehender Meister; aber doch als ein, sich die Gesetze selbst schaffender Genius, der genau wußte, was er wollte und was fürs Erste zu leisten war. Er durfte sich, ohne anmaßend zu sein, in dieser Zeit für das geistige Oberhaupt seines Volkes halten; und es brauchte ihn nicht zu überraschen, daß fortan aus allen Teilen Deutschlands gelehrte Männer an ihn wie an einen Fürsten schrieben; seine „Befehle“ erwarteten und dem, was er zu tun und zu beschließen „geruhen“ würde, mit „Ergebenheit“ entgegenharrten.* Ja, es konnte seinem berechtigten Selbstgefühl kaum noch sonderlich schmeicheln, als der kunstfreundliche Herzog Ludwig Rudolf von Braunschweig 1734, bei Gelegenheit einer Hofafel in Lauchstädt, dem inzwischen zum ordentlichen Professor der Logik und Metaphysik beförderten „Reformator der deutschen Bühne“ sein Glas weihte.**

Während er noch seine ganze Kraft der Bühne zu widmen schien, wurde er sich aber seiner vornehmsten Aufgabe, die deutsche Litteratur zu einem geordneten Ganzen zu gestalten, immer ent-

* Diese Huldigungsformen blieben übrigens nicht nur auf Deutschland beschränkt; und es berührt seltsam, wenn sogar der Republikaner Albrecht von Haller am 15. Januar 1735 die „Gnade“ des berühmten Mannes anspricht und ihn bittet, in einer Privatsache „geruhen“ zu wollen.

** Die Huldigungen dieses kunstliebenden Fürsten nahmen im nächsten Jahre eine noch glänzendere Form an. Wir verdanken der Neuberin die Kenntnis von dieser abermaligen Ehrung; und ihre Mitteilungen darüber sind, auch aus anderen Gründen, so bemerkenswert, daß ich sie hier anführen will: „Ew. Hochedelgebohren habe zu berichten, daß wir morgen (16. Februar 1735) mit großer Pracht und Herrlichkeit auf dem großen Operntheater, Ihrem Fleiße zu Ehren, den Cato vorstellen werden, unter lauter angezündeten Wachslöchtern durch das ganze Theater und der Musik von der ganzen Herzogl. Hofcapelle, welche sich auch mit einer besonderen Trauer- oder sonstigen Musik, zwischen dem vierten und fünften Akte, auf unser Ansuchen, hören lassen, auch im übrigen, vor und nach, die ganze Musik, dem Stücke gemäß, einrichten wird. Dies ist also die erste Ehre, die Ew. fleiße, auf solche Art hat geschehen können . . . Wir werden nichts ermangeln lassen, an allen prächtigen Zubehörungen, und werden so wohl Herrn Catons als Cäsars Gefolge, in gehöriger Anzahl erscheinen lassen; dazu durch den Herrn General-Adjutanten die Soldaten schon bestellt und alle, von ebener und gleicher Länge, nebst ihren Unterofficieren ausgesucht werden. Ihre Köpfe und Füße sollen rein und ordentlich geputzt seyn, als ob sie an einen fremden Herrn, in ihrer größten Reinlichkeit und Ordnung sollten versendet werden. Ich will recht groß thun!“

schiedener bewußt; und diesem Zwecke mußten vom Jahre 1732 an die „Beyträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ dienen, von denen er, als unermüdlicher Journalist, acht gewaltige Bände zu Tage förderte. Auch diese in ihrer Art geradezu einzige Zeitschrift wirkte von Grund aus revolutionirend. Gottsched stand als ihr Leiter und ebenfalls nahezu alleiniger Autor auf der höchsten Höhe seiner litterarischen Wirksamkeit. Mit nie ermüdender Energie, mit einer bewunderungswürdigen Weite des Blickes behält er hier die Lebensinteressen der Zeit, der Nation im Auge. Das ganze Gebiet der Kunst und Litteratur (die Denkmäler unserer alten, längst vergessenen Dichtung mit eingeschlossen) wird in diesen merkwürdigen „Beyträgen“ von gesunden nationalen Gesichtspunkten und zugleich mit feinstem ästhetischem Geiste critisch durchleuchtet. Gottsched erreicht in dieser Vierteljahrschrift die höchste geistige Stufe, die jemals ein deutscher Kritiker erklommen hat. Die wichtigsten ästhetischen und litterarischen Fragen werden hier streng wissenschaftlich und zugleich fesselnd erörtert; und selbst das dem, nichts weniger als einseitigen, Litterator fern Liegende, von ihm für unfruchtbar, dem deutschen Genius nicht für heilsam Gehaltene, wird von ihm mit der vornehmen Unbefangenheit des echten Forschers und Wahrheitsuchers beurteilt. Hier tritt er auch als Erster in Deutschland mit einer geradezu erstaunlichen Besonnenheit für das Gute in Shakespeare's Stücken ein; während er, ohne das Wesen der uns überlieferten Shakespeare-Dramen zu erkennen (was, nach dem noch sehr dürftigen Umfange seiner Kenntnis von diesen Erzeugnissen ihm gar nicht möglich gewesen wäre), sich gegenüber dem Schlechten in Shakespeare critisch ablehnend verhält*; anfangs mit philosophischer

* Ich muß hier wol eine Erklärung geben, warum ich den bedeutsamen Aufsatz „Vergleichung Shakespeares und Andreas Gryphs“, der 1741 im 28. Stück der „Beyträge“ erschien und 1764 in den Werken des, 1749 verstorbenen, Johann Elias Schlegel eine Stelle fand, Gottsched zuschreibe. Sowol äußere als auch innere Gründe zwingen mich dazu. Zunächst muß berücksichtigt werden, daß der Aufsatz, ebenso wie der, im Sinne Gottscheds, von dem Studenten Straube geschriebene „Versuch eines Beweises, daß eine gereimte Comödie nicht gut seyn könne“ (1740 im 23. Stück), ohne Bezeichnung des Autors erschien. Nun war aber Gottsched in dieser Beziehung, schon aus Klugheit, sehr peinlich. Was er nicht selbst geschrieben hatte, trug

Weitherzigkeit; später, als die Gefahr droht, daß uns der Dramatiker Shakespeare, gleich dem, von ihm ebenfalls aus sehr

entweder das Schild des fremden Verfassers; oder eine Fußnote unterrichtete den Leser davon, daß der betreffende Artikel dem Herausgeber von einem nicht genannt sein wollenden Autor oder von irgendwoher zugesandt worden wäre: Dadurch, daß der, selbstverständlich viel Aufsehn erregende, Aufsatz ungezeichnet erschien, wollte doch Gottsched zum wenigsten zu erkennen geben, daß er die in der „Vergleichung“ ausgesprochenen Ansichten, mit dem ganzen Ansehen seiner Autorität zu decken wünschte. Aber es fehlt nicht an weiteren äußeren Gründen dafür, daß Gottsched der intellectuelle Urheber dieser Kritik gewesen. Schlegel war 1741 ein zweiundzwanzigjähriger Student, der nach Leipzig gekommen war, um die Lehren Gottscheds in sich aufzunehmen. Er hatte sich eng an den Meister angeschlossen und mußte glücklich sein, daß der von ganz Deutschland bewunderte Denker, Dichter, Schriftsteller und Universitätslehrer in ein persönliches Verhältnis zu ihm trat. Als ein Schüler Gottscheds mußte er nun wol auch seine schriftstellerischen Vorübungen machen; und für eine dieser Vorübungen halte ich den Aufsatz über Shakespeare. Schlegel schrieb ihn — daran zweifle ich gar nicht —; aber er schrieb ihn nach Anweisungen Gottscheds, dessen Wesen und Geist aus jeder Zeile des Aufsatzes hervorleuchtet. Schon die geschlossene journalistische Fassung des Ganzen, der dictatorische Eingang des Aufsatzes mit den Correcturen des Grammatikers; und vor allem die Wendung: „der Herr Übersetzer hat uns selbst ermuntert, ihm die Wahrheit zu sagen, zumal da wir die Absicht haben, sie ihm vernünftig zu sagen“ — das alles weist so unbedingt auf Gottsched hin: daß für mich schon diese Tatsachen ausreichen würden, um Schlegeln die eigentliche Urheberschaft abzusprechen. Ein in London wohnender preussischer Gesandter schickte doch zudem seine Übersetzung nicht an einen damals noch ganz unbekannten Studenten; sondern er schickte sie an den in aller Welt bekannten Fürsten der deutschen Litteratur, an den Leiter der „Beyträge“, dessen Urteil er sich, wie damals hunderte von anderen Autoren, angelegentlichst erbat. Also auch aus diesem Grunde kann das „wir“ nur auf Gottsched selbst bezogen werden.

Doch das alles sind äußerliche Gründe: und es braucht sich niemand durch sie überzeugen zu lassen, daß Schlegel wenig oder keinen inneren Anteil an dem Aufsatze gehabt hat. Entscheidend dürften jedoch die inneren Gründe sein, deren Betrachtung ich mich nun zuwende.

Die Bedeutung des Aufsatzes über Shakespeare liegt in der großen Besonnenheit und Reife des Urteils. Wir hören überall einen durch und durch gefesteten Mann sprechen, der von der Höhe seiner Einsicht aus die Welt zu belehren und aufzuklären wünscht. Ein zweiundzwanzigjähriger Mensch mag nun aber noch so begabt sein: er kann sich trotzdem seiner Jugend nicht entäußern. Die Jugend ist voll Begeisterung; sie liebt es, zu verherrlichen oder zu verdammen; aber nie wird sie im Stande sein, mit der Besonnenheit des Philosophen sachlich und mit streng eingehaltenen Maassen zu urteilen. Wer diesen Aufsatz schrieb (oder dictirte, oder die Anweisungen zu seiner Ausführung gab), der stand auf einer, für jene Zeit ganz erstaunlichen Höhe ästhetischer Einsicht und wußte ganz genau, was von Shakespeare und den Engländern zu halten wäre. Nun besitzen wir indeffen aus einer späteren Zeit von

ernsten Gesichtspunkten beurteilten, Epiker Milton, als großes, unübertreffliches Muster aufgerichtet werden könnte, mit rück-sichtloser Schärfe. Diese „Beyträge“ gehörten noch in sehr viel höherem Grade als die „Tadlerinnen“ und der „Biedermann“ der fortschreitenden, von ganz modernem Geiste erfüllten Litteratur an. Sie zeigten den, bis auf den heutigen Tag nicht übertroffenen Polemiker, den Satiriker und Ironiker Gottsched, den Lehrmeister Lessings, Liscows u. A. in seiner ewig jungen Größe. Sie boten bis weit, ins 19. Jahrhundert hinein den kräftigsten Antrieb, die gediegenste Anleitung zum Studium des alten und neuen deutschen Schrifttums. Sie gaben den Ausschlag für die bereits von Thomafius mit unzureichenden Kräften eingeleitete Bewegung und machten die deutsche Sprache zur herrschenden auch in der deutschen Gelehrtenwelt. Es heißt nur, der Gerechtigkeit und Wahrheit zu ihrem Rechte verhelfen; wenn man endlich offen und bedingungslos erklärt: daß diese „Beyträge“ (so weit ihr Inhalt von Gottsched herrührt) zum wertvollsten Bestande unserer Litteratur gehören; daß sie den Stempel der Klassicität tragen. Wer aber zu dieser Erkenntnis gekommen ist, der steht verlegen selbst vor dem Urteile eines Goethe, der da behauptete, daß Lessings „Laokoon“ die kritische Schwätzeri eines Gottsched überwunden hätte; daß mit dem Erscheinen dieses Buches „Alle bisher anleitende und ur-

Schlegel Aufzeichnungen, in denen er die törichte (wenn gleich von Lessing für eine große Weisheit gehaltene) Behauptung ausspricht, daß die Engländer die wahren Regeln des Aristoteles besser beobachtet hätten, als die Franzosen. Diese, mit scharfer Spitze gegen Gottsched gerichtete, Meinung läßt uns jedoch die ästhetische Unreife Schlegels deutlich erkennen — und sie zeugt unwiderleglich davon, daß Schlegel der geistige Urheber jenes Aufsatzes über Shakespeare nicht gewesen ist.

Der Umstand, daß Gottsched, als der Aufsatz in Schlegels Werken erschien, sein Autorrecht nicht beanspruchte, dürfte einenteils darin seinen Grund gehabt haben, daß er, der nie daran dachte, seine so überaus wertvollen Journalartikel zu sammeln, dem ehemaligen Lieblingschüler gern das Recht auf einen, zweifellos von seiner Hand geschriebenen, Artikel, gönnte; andernteils aber auch und wol hauptsächlich darin, daß die Lage eine ganz andere geworden war. Um 1764 wollte er nichts mehr von dem britischen Götzen wissen — es mußte ihm also ganz erwünscht sein, daß man den vor 13 Jahren von ihm inspirirten Aufsatz auf Schlegels Rechnung setzte; daß man also die unbequem gewordene Arbeit, als von einem Andern herrührend, nicht gegen ihn auspielen konnte.

teilende Kritik wie ein abgetragener Rock abgeworfen“ worden wäre. Die Tatsache, daß mit Gottsched auch seine Kritiken von pietätlosen Epigonen unter die Füße getreten wurden, bleibt zwar bestehen. Aber wie Gottsched selbst: so konnte auch seine Kritik nicht vernichtet werden. Denn sie war nicht nur die erste wahrhaft philosophische, streng sachliche, wissenschaftliche Kritik Deutschlands; sie ist auch bis auf den heutigen Tag in ihrem tiefsten, jeder „geistvollen“ Phrase baren, Wesen nur von einigen Wenigen erreicht, vielleicht auch übertroffen worden.*

Sobald er die „Beyträge“ auf die Höhe ihrer Wirksamkeit gebracht hatte, wandte er sich mit der ihm überall eigenen, sich stets die weitesten Ziele steckenden, Kraft der Revolutionirung eines ebenfalls noch ganz im Argen liegenden Culturgebietes zu: der Kunst der Beredsamkeit. Gottsched war, wie alle seine Reden beweisen, ein geborner, aber auch ein aufs feinste geschulter Redner, den zu hören, das gelehrte und studirende Leipzig nicht satt werden konnte. Als er nun 1734 die ordentliche Professur bei der philosophischen Fakultät erhalten hatte; wurde es in Leipzig geradezu Mode, auch sein Collegium rhetoricum zu besuchen. Der Teilnehmer an den praktischen Übungen wurden bald so viele, daß er sich entschließen mußte, einen besonderen Rede-Cursus zu gründen, der als „vormittägige Rednergesellschaft“ 10 Jahre lang eine Art Weltberühmtheit genoß. Vorzugsweise für diese Rhetorenschule arbeitete er nun seinen,

* Was der Kritik Gottscheds nach fehlte und worin sie zu übertreffen war und übertroffen worden ist, war: die philosophisch-ästhetische Vertiefung in die großen Probleme der Kunst. Über das Wesen des Tragischen und Komischen z. B. hat er, wie es scheint, nie ernstlich nachgedacht. Aber selbst wenn, woran ich gar nicht zweifle, Gottsched befähigt gewesen wäre, auch diesen Problemen seine Betrachtung zuzuwenden; so hätte es ihm zu seiner Zeit noch gar nicht gelingen können, diese Probleme ernsthaft zu ergründen. Er hatte noch erst die Grundlagen zu schaffen; und diese Schöpferarbeit war gerade groß genug, um das Leben eines Geistesriesen auszufüllen. Wollte man Gottscheds kritisch-ästhetische Schriften deshalb gering schätzen, weil in ihnen die großen Probleme der Kunst nach kaum gestreift werden; so hätte das gerade so viel Sinn, als wenn man den Erbauer des deutschen Reichstags-Hauses tadeln wollte, weil er nicht zugleich über die verschiedenen politischen Tendenzen, die in ihm von den verschiedenen Parteien vertreten werden, vorher kritische Abhandlungen geschrieben. Oder als wenn man Bismarcks Lebensarbeit deshalb für wertlos halten wollte, weil er für die Tendenzen der Social-Demokratie kein Verständnis hatte.

1728 erschienenen „Grundriß einer vernunftmäßigen Redekunst“ zu einer „ausführlichen Redekunst“ aus, der er, als ein auf Alles denkender Volkserzieher, nach einiger Zeit noch die, für höhere Schulen berechneten „Vorübungen der Beredsamkeit“ und die „Akademische Redekunst“ folgen ließ.

Es würde mich viel zu weit führen, wenn ich hier darlegen wollte, wie unendlich viel Deutschland auch in Beziehung auf die Kunst sowol des öffentlichen Vortrages als auch auf die der logischen Entwicklung des Themas Gottsched zu danken hat: wie er nicht nur durch sein wundervoll systematisch durchgearbeitetes Lehrbuch erziehend, sondern auch durch seine eigenen Reden vorbildlich wirkte bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hinein. Auch in der Redekunst waren „Vernunft und Natur“ das A und O seiner Forderungen; und Reden hieß für ihn nicht: Stroh dreschen und Redensarten machen, sondern: „laut denken“.

Doch genug davon.

Die „Beyträge“ hatten inzwischen ihre großartige Wirkung noch vertieft. Aber die Riesenarbeit, welche Gottsched mit ihnen erledigte, ließ ihm trotzdem Zeit, von 1740—1744 seine Kraft der Übersetzung und Erläuterung des großen Bayle'schen Wörterbuches zu widmen, durch welche er abermals einen breiten Strom der Bildung und Aufklärung in die deutsche Welt leitete. Er sorgte zugleich für Übersetzungen anderer philosophischer Werke, denen er seine wertvollen Anmerkungen beifügte; und gieng bei alle dem so planvoll zu Werke, daß man ihn auch in dieser Beziehung als den ersten großen Lehrmeister des Volkes, als einen der wirksamsten Befreier des Geistes der Massen in Deutschland zu ehren hat.

Aber Gottsched vergaß bei alle dem nicht, daß er zugleich ein Philosoph, daß er Docent der Philosophie war. Wol haben seine Gegner auch den Ernst seiner philosophischen Bestrebungen zu verdächtigen gewußt und behauptet: er habe sich mit der Philosophie nur beschäftigt, weil es „die Mode“ so mit sich brachte; und selbst Döring meint, daß ihn „schwerlich eigener Beruf und Drang, sich mit ihren Problemen zu beschäftigen, zur Philosophie hingezogen“, daß ihm „nur ihre formelle Seite ein Interesse eingeflößt“ habe. Auch der Biograph Gottscheds, der nirgend

den Versuch macht, seinen Helden von einem höheren Gesichtspunkte aus zu beurteilen, weiß über den Philosophen Gottsched nicht viel freundlicheres zu sagen. Nun verdient aber gerade Gottscheds Philosophie die ernstlichste Beachtung. Denn Gottsched war nicht nur ein genauer Kenner aller, irgendwie in Betrachtung kommenden deutschen und nicht deutschen Philosophen seiner und alter Zeit; nicht nur ihr eindringendster und rücksichtslosester Kritiker — sondern er vertrat auch seine ganz persönliche, vielfach sich auf die Vorgänger stützende, aber von ihm selbständig entwickelte Philosophie; deren eigentlichstes Charakteristikum es ist, daß in ihr zum ersten Male alle ethischen, politischen und socialen Gesetze, alles Erkennen, Wissen, Wollen und Sollen, ohne jede Berücksichtigung irgend einer außerweltlichen Macht oder Gottheit, aus der, durch die Natur (der Welt und des Menschen) bedingten, Notwendigkeit hergeleitet und begründet wird. Sein Hauptverdienst auf diesem Gebiete besteht jedoch darin, daß er, als Erster in Deutschland, alle Zweige der Philosophie systematisch zu einem geschlossenen Ganzen ordnete; daß er zugleich in Beziehung auf den Stil, auf die philosophische Darstellungsform, neue Bahnen einschlug, auf denen alle seine Nachfolger weiterwandelten, ohne ihm dafür auch nur ein Wort des Dankes zu gönnen — weil sie dies dem, nun einmal in die tiefste Verachtung gestürzten, Manne nicht mehr schuldig zu sein glaubten. Mit berechtigtem Selbstgefühl aber durfte er von seinem philosophischen Hauptwerke, das er bescheiden ein „Handbuch“ nannte (ein Handbuch von etwa 1200 Seiten!), sagen: daß „die beliebte Kürze“ mit der er seine Lehren und Beweise vorgetragen, „keine geringe Empfehlung desselben gewesen“ wäre. Ja, es war keine selbstgefällige Prahlerei, wenn er erklärte: „Wird man im Deutschen dereinst classische Schriftsteller zugeben; so hoffe ich, daß diese meine Philosophie ein Plätzchen darunter wird behaupten können“. Wie viel Segen dieses, in etwa drei Jahrzehnten achtmal aufgelegte, Riesenwerk bei uns gestiftet hat, das läßt sich kaum abmessen: es bildete nicht nur alle unsre Philosophen; es bildete auch unser ganzes Volk und hat sowol der Moral-Philosophie, als auch der Erkenntnis-Philosophie ganz unschätzbare Dienste geleistet. Zum ersten Male wurde das gebildete Publikum Deutschlands hier

mit der Geschichte der Philosophie der alten Welt bekannt gemacht. Zum ersten Male lag das ganze Gebiet der Welt-Weisheit übersichtlich vor den Geistern, die bis dahin der, vorzugsweise aus „dunklen Terminologien, Grund-Abstractionen und neuscholastischen Verwirrungen“ bestehenden, Philosophie entweder gar keine Neigung entgegengebracht, oder sich günstigsten Falles mit den umständlichen, wenn auch bereits von modernem Geiste gestreiftten Abhandlungen Wolfs begnügt hatten. Gottsched stellte in diesem zweibändigen „Handbuche“ zum ersten Male das ganze Gebiet der Philosophie in prachtvoller Gliederung vor das deutsche Volk hin. Er teilte die Philosophie zunächst in eine „theoretische“ und in eine „praktische Welt-Weisheit“ und gab jeder eine vierteilige Ordnung. Die „theoretische Welt-Weisheit“ gliederte er in die „Vernunftlehre“, in die „Metaphysik“, in die „Naturlehre“ und in die „Geisterlehre“, bei der aber nur noch das Wort an die Scholastik erinnerte. Die „praktische Welt-Weisheit“ gliederte er in die „Sittenlehre“, in die „Rechtslehre“ („Das Recht der Natur“), in die „Tugendlehre“ (praktische Lebensweisheit, Erklärung der intellectuellen Kräfte, Anweisung zur Beherrschung der Gemütsbewegungen, Diätetik u. A. m.) und in die „Staatslehre“. Abgesehen von der „Naturlehre“, die zwar eine vorzügliche Physik bietet, in der er es aber, offenbar absichtlich, vermied, seine freien, von modernstem Geiste erfüllten Anschauungen zum Vortrage zu bringen, weil er dabei geradeswegs in den gefährlichsten Conflict mit der Orthodoxie hätte geraten müssen — geht durch das ganze Werk, bei aller klugen Berücksichtigung der landesüblichen, von oben her sorgfältig gehüteten Vorurteile,* ein so kühner, fortschreitender Zug, daß

* Auch der Philosoph Gottsched hat es sich gefallen lassen müssen, wegen einiger, in damaliger Zeit nicht zu umgehender, Sätze für „servil“ verschrien zu werden; obwol Jeder, der die freien Worte, die Gottsched bei so vielen anderen Gelegenheiten gesprochen und geschrieben, der überhaupt die, oft bis zur Rücksichtslosigkeit gehende, demokratische Gesinnung des freien Mannes kennt, gerade über diesen Vorwurf lächeln muß: der schon aus der „Welt-Weisheit“ selbst (d. h. aus Sätzen, wie etwa die folgenden: „Es ist also da am besten, wo eine solche Vermischung [der Gewalten] herrscht, daß das Volk und die Edlen nichts ohne die Könige; und diese nichts erhebliches ohne jene unternehmen können“ II. 391. „Wenn ein Regent billig regieren will, so wird er eben das thun, was das Volk durch die fundamentalgesetze von ihm

man es selbst heute noch mit Genuß und Vorteil lesen kann. Namentlich die (bereits das Entwicklungs- und Umwandlungsgesetz in sich schließende) mechanisch-monistische Weltanschauung Gottscheds tritt für den aufmerksamen Leser so scharf und klar zu Tage, daß man es begreiflich findet, wenn der Mann, der vor mehr als 150 Jahren solche Anschauungen zu äußern wagte, von Wieland, Lessing und anderen besangenen Geistern für einen „Schandfleck der Natur“ gehalten werden konnte.* Es ist hier nicht der Ort, auf das große Werk näher

fordert“) ohne Mühe widerlegt werden kann. Wenn aber die „servile Gesinnung“ Gottscheds selbst heute noch von seinen Feinden und Biographen auch dadurch charakterisiert wird, daß sie auf die verschiedenen Äußerungen angeblich freisinniger Geistlichen (man stelle sich nur einen „freisinnigen Geistlichen“ aus der Zeit Gottscheds vor!) hinweisen und mit erhobener Hand rufen: selbst den Geistlichen waren seine politischen Anschauungen zu servil! — so muß ich auch hier wieder sagen: Oberflächlichkeit.

Ich meine, gerade der Umstand, daß Geistliche die politischen Forderungen Gottscheds für „servil“ hielten, hätte die „freisinnigen“ Herren Beurteiler des freiesten der freien zum Nachdenken veranlassen sollen. Die Sache liegt nämlich einfach so: daß Gottsched (der, wie wir wissen, Zeit seines Lebens im Kampfe gegen päpstliche Bevormundung stand und deshalb von den Päpfen aller Bekenntnisse leidenschaftlich gehaßt wurde), um den Hochmut und die so oft misbrauchte Macht der Orthodoxie zu dämpfen, die Regierungs-, die Staatsgewalt, die Gewalt der Fürsten (von denen er „alle sittlichen Tugenden“ verlangte) durch alle ehrlichen Mittel gestärkt wissen wollte. Sein „Servilismus“ war also nichts anderes, als höchste politische Weisheit, für die auch wir heute noch das ausreichendste Verständnis haben dürften!

* Daß die geistvollsten Männer Deutschlands zur Zeit des Erscheinens der „Weltweisheit“ von dem epoche machenden Werke die stärksten Eindrücke empfingen, beweisen die vielfach nahezu enthusiastischen Äußerungen, in den vielen Briefen deutscher Gelehrten an Gottsched. Die Einen hielten den „unvergleichlichen Anführer“ dazu „gebohren, das Reich der wahren Welt-Weisheit zu erweitern“, und huldigten ihm dafür, daß er mit seiner Philosophie „viel Tausenden, die unparteyisch die Wahrheit suchen, die Augen geöffnet“ (siehe die Briefe des Professors Schindel aus den Jahren 1732/34). Die Anderen dankten ihm, daß er aus dem „verworrenen Distelstrauch der Metaphysik“ eine schön gegliederte Ceder geschaffen, daß er „Ordnung und Deutlichkeit“ in die Philosophie gebracht hatte (siehe den Brief von J. C. Lessel aus dem Jahre 1734). Schwerer als alle diese Huldigungen wiegen indessen die ruhigen Ausführungen J. L. Mosheims, des gelehrten Helmstädter-Theologen, von denen hier einige mitgeteilt seien. Am 26. April 1733 bemerkt Mosheim über den erschienenen ersten Band zunächst ganz kurz: „Ew. Hochedelgeboren Anleitung zur Philosophie habe ich mit keinem geringen Vergnügen und Nutzen gelesen. Wir sind uneinig, wie ich sehe, in verschiedenen

einzugehen; ich beschränke mich vielmehr auf das Wenige, was ich oben gesagt habe, und füge ihm nur die kurze Betrachtung hinzu, die Kästner dem philosophischen Hauptwerke des Mannes widmete, seit dessen Vorgange es „gewöhnlich geworden war, nachdenkliche Wahrheiten faßlich und selbst angenehm vorzutragen“, der „den deutschen Philosophen zuerst zeigte, daß man Philosophie und schöne Wissenschaft verbinden könne“. Kästner schreibt: „Gottscheds Weltweisheit hieß bei vielen Gelehrten eine Frauenzimmerphilosophie. Es kann wohl sein, daß ein Frauenzimmer mit mittelmäßiger Aufmerksamkeit dieses Buch versteht und daraus viel vernünftiges lernt; während die Schüler manches tiefsinnig redenden Weltweisen nur seine Töne nachsprechen. Auch hat man lange, nachdem Gottscheds Philosophie vergessen ist*, ein und das andere philosophische Lehrbuch be-

Sätzen und Meynungen. Deswegen werden wir Freunde, wie ich hoffe, bleiben“. Dann folgen in einem Briefe vom 16 Dez. Zweifel darüber, ob sich ein vollkommenes System der Philosophie schreiben lasse. Am 7. August 1734 aber, als der zweite Band in seinen Händen ist, wird er bereits umständlicher: „Der zweyte Theil von E. H. Philosophie ist zum Theile von mir gelesen worden. Noch bin ich nicht fertig. Was ich gelesen, gefällt mir sowohl von Seiten der Sachen als des Vortrages. Ich kann nicht sagen, daß ich in allen Stücken völlig das glaube, was E. H. glauben: allein ich sehe doch auch wohl, daß es wenig Mühe kosten würde, unsre Gedanken zu vereinigen. Das schreibe ich als ein Weltweiser. Wenn ich als ein Lehrer der geistlichen Wissenschaften sprechen soll, der alles nach einer gewissen Regel zu beurtheilen verbunden ist, so würde ich hier und da etwas zu verbessern finden“. Und am 15. September schreibt er: „E. H. practische Philosophie wird mit mir leicht auskommen, so lange ich billig und vernünftig bleibe. Gegen die christliche Sittenlehre ist nichts von Ihnen geschrieben worden. Ein anderes ist es, ob alles mit der Glaubenslehre übereinkomme . . . Nach den Sätzen, die E. H. in der allgemeinen Sittenlehre zum Grunde gelegt, können wir unmöglich unsre Lehre von der Rechtfertigung u. s. w. gegen die Anhänger des römischen Rechtes vertheidigen. Wer uns das Wort Augustini nimmt, das E. H. gegen Luthers ausdrückliche Worte einem blinden Eifer zuschreiben, der nimmt uns Vieles . . . (aber) ich will derjenige nicht seyn, der andern das sagt, was ich hier als ein Theologus geschrieben habe.“ Was aber dem gelehrten Theologen zur größten Ehre gereicht, ist der Umstand: daß er einen Dozenten der Helmstädt'schen Universität veranlaßte, „stets und ordentlich über die Philosophie zu lesen“ (23. März 1736), deren Schöpfer er für die „Inquisition“ reif hielt.

* Man versteht nicht, wie Kästner dazu gekommen, wenige Wochen nach Gottscheds Tode so etwas zu behaupten; da die „Weltweisheit“ zu jener Zeit nicht nur nicht „lange vergessen“ war, sondern 1777 sogar in neuer Auflage erscheinen mußte — 11 Jahre nach Gottscheds Tode!

kommen und bewundert, daß im Vergleiche mit dem Gottscheds eine Kleinmädchenphilosophie heißen möchte“. —

Das von Gottsched geschaffene litterarische Theater hatte sich inzwischen reicher und reicher entwickelt; ihm selbst aber scheint das Erreichte nur in sehr geringem Grade genügt zu haben. Sein vorausschauender Geist wurde sich mehr und mehr darüber klar, daß Deklamationsstücke, wie er sie nach dem Muster der französischen Tragödie, wenn auch ganz und gar nicht in deren Geiste, verfaßt hatte, seinem Grundsatz der Nachahmung und seiner oft betonten Forderung, daß das Schauspiel „ein wahres Bild des Lebens“ werden mußte, wenig entsprachen. Dazu kam, daß das demokratische Gefühl in ihm sich gegen die ausschließliche Bevorzugung fürstlicher Helden auflehnte; und wenn er auch der hohen Tragödie die, dem Alltäglichen entrückten, Helden erhalten wissen wollte, weil die künstlerischen Wirkungen dadurch reiner und idealer werden konnten; so fand er doch, daß diese Helden dem bürgerlichen Menschen, in dessen Leben sich solche Tragödien nicht eräugnen können, zu wenig sagten. Deshalb sprach er nicht nur dem Lustspiel das Wort*, sondern er deutete auch bereits an, daß sich tiefe Wir-

* Zu den großen Unwahrheiten, die bewußt und unbewußt, über Gottsched seit 150 Jahren in Deutschland verbreitet worden sind, gehört auch die Behauptung, daß Gottsched keinen Sinn für Humor gehabt und den Hanswurst nur deshalb so sehr gehaßt habe, weil er die tiefe Berechtigung dieser „volkstümlichen“ Gestalt zu erkennen, ihren humoristischen Kern zu empfinden, unfähig gewesen sey. Wer die, oft von Witz und Humor geradezu sprühenden polemischen Schriften Gottscheds kennt, muß natürlich auch über diese Verdrehung der Wahrheit lächeln. Was aber die angebliche „Verkennung“ des Hanswursts anbetrifft und den, neuerdings ebenfalls aufgetauchten, Vorwurf, daß Gottsched den Bühnen-Clown zu Unrecht vertrieben, daß er ihn lieber hätte verfeinern sollen, als ihn vernichten: so ließe sich hier zur Verteidigung des, auch in dieser Beziehung ganz falsch verstandenen, Mannes viel, sehr viel sagen. Da jedoch eine Betrachtung dieses Gegenstandes weit über den Rahmen dieser Skizze hinausgehen würde; so begnüge ich mich mit der Anführung eines Satzes, den Gottsched schon 1728 (im 85. Blatt des „Biedermanns“) ausgesprochen hat: „Der Komiker mußte sehr arm an guten Einfällen seyn, der nicht bei so vielen närrischen Begebenheiten, so (im Lustspiel) auf der Bühne vorkommen, irgend was lustiges sagen könnte, ohne die Regeln der Ehrbarkeit zu verletzen. Zu geschweigen, daß in regelmäßigen Comödien der Verfasser oder Poet selbst der lustigen Person die meisten Scherzworte in den Mund leget. Ich rede also hier von einem lustigen Harlekin, nicht aber von einem unflätigen

kungen durch ein Schauspiel mit alltäglichen Menschen ebenfalls erzielen lassen müßten, namentlich wenn es, wie „des Lustspiels nützlicher und geisterfüllter Scherz“, in Prosa durchgeführt würde. Dafs er damit etwas ganz Neues aussprach, dafs er damit geradezu dem modernen Drama den Weg auf die Bühne bahnte, braucht wol nicht erst bewiesen zu werden. Leider fehlte ihm die nötige Sammlung, wol auch die ausreichende künstlerische Kraft, um diese ganz neuen theoretischen Einsichten als Dramatiker zu verwerten; andernfalls wäre er dem 13 Jahre jüngeren Diderot wol auch als Schöpfer des bürgerlichen Dramas vorangegangen. Immerhin bleibt ihm selbst in dieser Beziehung das Verdienst, das Neue wenigstens vorausahnend erkannt, die notwendige weitere Revolutionirung der dramatischen Litteratur als Erster empfunden zu haben. So sah er denn auch sehr bald ein, dafs er, wenn sein litterarisches Theater nicht wieder ganz dem Hanswurst und der rohen Stegreifposse verfallen sollte, den regelrechten Tragödien auch regelrechte, litterarische Lustspiele gesellen mußte — und hier setzte nun die Tätigkeit der begabten, von der Nachwelt auf Kosten des verhassten Meisters weit überschätzten „Gottschedin“ ein. Ihr erstes, mit Benutzung eines französischen Originals hergestelltes Lustspiel „Die Pietisterei im fischbein-Rock“, kam zwar erst 1750 mit groszem Erfolge zur Aufführung, weil es gleich nach seinem Erscheinen (1736) von der Geistlichkeit mit allen Mitteln bekämpft worden war*; aber einige andere von ihr gelieferte Komödien bereicherten schnell den Spielplan im guten Sinne und bahnten dem Prosalustspiele den Weg, auf dem später Lessing und Andere in Anlehnung an französische, englische und — deutsche** Vorbilder,

Hans Wurste.“ Mit einem Worte: nicht den Humor, nicht die komische Person (selbst wenn sie eine typische, des individuellen Lebens entbehrende Gestalt wäre) bekämpfte Gottsched: im Gegenteil: für ihn konnte es im Lustspiel gar nicht komisch genug zugehen. Was er bekämpfte, war der von Grund aus gemeine, vom Schmutz der Gasse triefende Hans Wurst; mit dem verglichen die pöbelhaften Clowns der heutigen Manege noch Idealerscheinungen sind.

* Die Gottschedin hatte sich vorsichtiger Weise nicht als Verfasserin genannt. „Die Pietisterei im fischbeinrock wird hier stark gelesen. Viele Leser schreiben sie dem Herrn Neumeister zu“ — schreibt Lamprecht am 24. October 1736 von Hamburg aus an Gottsched.

** Soweit sie in Gottscheds „Deutscher Schaubühne“ vorlagen.

zu neuen Erfolgen kamen. Auch für das „rührende Lustspiel“ Cellerts, aus dem sich später das deutsche bürgerliche Schauspiel entwickelte, gab Gottsched die erste Anregung — wie er denn überhaupt ohne jede Rücksicht auf seinen persönlichen Vorteil mit größter Weitherzigkeit und Neidlosigkeit alle irgendwie bemerkenswerten dramatischen Talente der Bühne zuführte, ihnen sogar die durch die erste Aufführung ihrer Stücke erzielte Einnahme als Honorar sicherte, und dadurch zum ersten Male den rechtlichen Anspruch des Dichters auf Gewinnanteil durchsetzte. In dem Maße, wie er den Bühnen eine Reihe von Autoren erzog, wurde jedoch seine bisher unbestritten gewesene Alleinherrschaft nach und nach beschränkt. Die Schaubühne hatte jetzt keinen Mangel an Stücken; und die Überlegenheit des Reformators wurde bald drückend, seine strenge, die hohen Ziele nie aus den Augen lassende, Vormundschaft von den Theaterleuten als etwas Unerträgliches empfunden. Auch in der literarischen Welt begannen allgemach die inferioren Geister gegen den Altmeister, der tatsächlich „Alles tiefer einsah als Andere“, aufzubegehren — und als er im Jahre 1738 der „Deutschen Gesellschaft“ in berechtigter Verstimmung die Absicht kundgab, aus der Gesellschaft zu scheiden*; ergriffen die auf den

* Ich habe den Beziehungen Gottscheds zur „Deutschen Gesellschaft“ in dieser „Skizze“ mit Absicht keine Betrachtung gewidmet und zwar, weil ich diesen Beziehungen nicht die Bedeutung beizulegen vermag, die ihnen gewöhnlich beigelegt wird, um den Ruhm Gottscheds möglichst wenig von den eigenen Verdiensten des großen Mannes, desto mehr jedoch von äußeren Umständen abhängig erscheinen zu lassen. Aber selbst wenn der enge Rahmen meiner „Skizze“ mich nicht gezwungen hätte, das Kapitel „Gottsched und die Deutsche Gesellschaft“ für die von mir in Aussicht genommene Gottsched-Biographie zurückzustellen; so würde ich es schon hier deshalb übergangen haben, weil mir die Darstellung, welche diese Episode im Leben Gottscheds von Seiten aller bisherigen Litterarhistoriker gefunden, seit langem höchst verdächtig erschienen ist; und ich, ehe ich es wagte, in diesem Falle mein Urteil abzugeben, erst die etwa noch vorhandenen Quellen prüfen wollte. Wie berechtigt meine Zurückhaltung gewesen ist, das beweist mir Dr. Ernst Krokera höchst verdienstvolle Studie: „Gottscheds Austritt aus der Deutschen Gesellschaft“, die mir durch die große Güte des Herrn Verfassers im Manuskript zugänglich wurde. Es ist mir eine um so edlere Freude, hier von den Ergebnissen der Forschungen Krokera Gebrauch zu machen, als die kleine, nur für die Mitglieder der „D. G.“ bestimmte Abhandlung aus einer wahrhaft vornehmen Gesinnung geflossen ist, der sich ein tief ehrliches Wahrheitsgefühl und ein sicherer Forscherblick gefellt zeigen, die in enger Vereinigung das

Ruhm und die Fähigkeiten ihres Seniors neidischen, durch seine strengen Forderungen oft genug belästigten, weil nur über Durchschnittskräfte verfügenden, Gesellschafter die Gelegenheit, den Alles um sich her nahezu erdrückenden Mann los zu werden. Mit seinem Austritt, der zugleich einen viel besprochenen Kampf um die „Beyträge“ zur Folge hatte,* sank

Richtige erkennen mußten. Bei Kroker findet sich kein dunkelhaftes Absprechen — im Gegentheil: sein vornehmer Geist hat mit wohlthuender Sicherheit den „stolzen und vornehmen Charakter“ Gottscheds erkannt; und dementsprechend behandelt er den mächtigen Mann, der, nach seiner Meinung, der „Deutschen Gesellschaft von Anfang an mehr gegeben, als er von ihr empfing“ (ein ehrliches Wort, das dem Verfasser um so höher angerechnet werden soll, als er selbst ein Mitglied dieser „D. G.“ ist!); dem einzig und allein „seine eigenen Kenntnisse, sein Eifer und sein entschiedenes Auftreten den Weg bahnten“. Nach Krokers (sich in den Hauptsachen gegen die oberflächlichen, um nicht zu sagen, unehrlichen Darstellungen der Herren Danzel und Manieda richtenden) Ausführungen war die Lage tatsächlich ganz anders, als sie bisher bekannt gewesen. Vor Allem befand sich die Gesellschaft ihrem, durch ein Mitglied aufs ungezogenste, beleidigendste angegriffenen Senior gegenüber, im großen Unrecht; und sie beging dieses Unrecht zweifellos nur in der Absicht, um den, durch seine Überlegenheit allzu unbequem gewordenen Mann auf eine, allerdings höchst unanständige, Art los zu werden. Gottsched hat sich hierüber keinen Augenblick getäuscht; Kroker macht das überzeugend klar. Gottscheds scharfer Geist erkannte sofort die Lage; und sein vornehmer Charakter ließ ihn, nach langem, gewiß schmerzlichem Zögern, endlich ohne jeden kleinlichen Hintergedanken das einzig Richtige tun: er kündigte seinen Austritt an; und er tat dies aus der tragischen Erkenntnis heraus, daß der Bruch gewollt und unheilbar war. Groß und heldenhaft, wie stets, so steht, nach Krokers Darstellung (die sich auf die der Leipziger Stadtbibliothek einverleibten, Briefe Gottscheds stützt) auch in diesem Falle Gottsched vor uns; und es gereicht der „D. G.“ zur Ehre, daß aus ihrer eigenen Mitte heraus diese Zurechtstellung erfolgt ist. Krokers Name aber wird fortan in der Gottsched-Litteratur, die ja nun wahrscheinlich sehr bald ins Große anschwellen wird, mit der größten Auszeichnung genannt werden müssen.

* Ich kann im Rahmen dieser Skizze leider nicht näher auf den Streitfall eingehen; will aber wenigstens den schimpflichen Vorwurf, den Danzel Gottsched bei der Beurteilung der Angelegenheit macht, zurückweisen. Danzel sagt: „Gewiß gehörte die Zeitschrift nur ihm, aber es war doch nicht ohne Grund gewesen, daß er auf ihrem Titel als Herausgeber einige Mitglieder der deutschen Gesellschaft genannt hatte — es hatte offenbar dadurch, so lange er seinen Vortheil dabei fand, der Schein entstehen sollen, als sei das Werk das Organ dieser berühmten Gesellschaft — und da es ihm anders in seinen Kram paßt, protestirt er gegen diesen Schein! Solche Dinge kommen alle Tage vor, und nirgends öfter, als in der litterarischen Welt, aber sie sind eben nur ein Beweis, wie die jedesmalige höchste Geistesbildung nicht immer die höchste sittliche Durchbildung zur Folge hat.“ (S. 106.)

zwar schnell das Ansehen und die Leistungsfähigkeit der Gesellschaft, deren Seele er tatsächlich gewesen war; aber auch für

So erfreulich es ist, daß Danzel dem „großen Dums“ bedingungslos „höchste Geistesbildung“ zuspricht; so bedauerlich ist es, daß er die Lage der Dinge so vollständig verkennt. — Sehen wir uns doch den Fall einmal mit unbefangenen Blick an.

Danzel muß selbst erklären, daß „die Zeitschrift nur ihm gehörte“ — wenn dem so war (und niemand wird das zu bestreiten wagen); dann blieb sie eben unter allen Umständen sein Eigentum; und es war keine geringe Dreistigkeit, daß sich die einzig und allein durch ihren Senior zu Bedeutung gelangte „Deutsche Gesellschaft“ ein Recht auf sie anmaßte (eine Dreistigkeit, die übrigens nicht zum wenigsten auf einem Mißverständnis beruhte, und für die Mosheim in einem Briefe vom 9. August 1738 ausdrücklich den beleidigten Gottsched um Verzeihung bat). Die „Beyträge“ mußten auch für den Fall das Eigentum Gottscheds bleiben, wenn er wirklich, „so lange er seinen Vortheil dabei fand“ den Schein hätte erwecken wollen, „als wäre das Werk das Organ der berühmten Gesellschaft“. Wann und wodurch aber hat Gottsched diesen Schein erwecken wollen? Konnte er deutlicher sagen, daß die „Beyträge“ nicht das Organ der „D. G.“ wären, als indem er ausdrücklich (und der Wahrheit gemäß) erklärte, sie rührten „von einigen Mitgliedern der deutschen Gesellschaft“ her? Wenn er hätte groß tun wollen: so hätte er ja nur sich, in seiner Eigenschaft als Senior der „deutschen Gesellschaft“, als Herausgeber zeichnen können. Gottsched aber war bescheiden genug, dies nicht zu tun; und gönnte den paar unfleißigen „Mitarbeitern“ die Ehre, sich als Mit-Herausgeber fühlen zu dürfen. Immerhin aber waren es nur einige Mitglieder der Gesellschaft, nicht diese selbst, welche sich dem großen Leiter gesellt hatten; und ich fordere die kühnsten Rechtsverdreher auf, aus dieser Tatsache „ein Eigentumsrecht der D. G.“ an die „Beyträge“ zu konstruieren.

Aber wenn wir, gegen die Wahrheit, auch annehmen wollten, daß die „D. G.“ irgend ein Recht auf die „Beyträge“ gehabt hätte; so wäre es doch zum mindesten kurzfristig von uns, Gottsched daraus einen Vorwurf zu machen, daß er das von ihm begründete und beseelte, weit über Deutschlands Grenzen hinaus geachtete, eng an seinen Namen geknüpfte Organ nach wie vor in seiner starken Hand behalten, in seinem Geiste weiter geführt wissen wollte. Was aus den „Beyträgen“ geworden wäre, wenn die „D. G.“ jetzt wirklich ihre Leitung übernommen hätte; das ersieht man aus dem Geschick, welches die, von der Gesellschaft nunmehr schnell geschaffene, Concurrency-Zeitschrift nach kurzem „Blühen“ ereilte. Die trägen Herrschaften brachten es in etlichen Jahren überhaupt nur zu 4 Heften; und jedes zeichnete sich durch Physiognomie- und Geistlosigkeit aus.

Gottsched hatte also nicht nur ein Recht, sein Eigentum in Händen zu behalten; er hatte auch die Pflicht, das mühsam geschaffene große Werk vor der Unfähigkeit der ihm feindlich gesinnten Herren zu schützen. Wie kommt unter diesen Umständen Danzel dazu, den großen Mann, der auch allezeit auf der höchsten Höhe der Sittlichkeit stand, zu einem unsittlichen Patron zu stempeln, zu einem Schlaumeyer, der, ganz wie es ihm „in seinen Kram paßt“, draufzulügt und wol auch vor einer kleinen litterarischen Spitzbüherei nicht zurückschreckt?!!

Gottsched selbst hatte die Loslösung von der durch ihn mächtig gewordenen Körperschaft nachtheilige folgen. Seine größere Isolierung ermutigte die Gegner; die Schweizer, denen er seine Überlegenheit allzu sehr fühlbar gemacht hatte, traten mit ihren Feindseligkeiten rücksichtsloser hervor*; und selbst das Verhältnis zur Neuberin (die 1737 der großen Reformbewegung Gottscheds durch die körperliche Vertreibung oder gar Verbrennung des Hanswurfts eine drastische, vom Altmeister, wie es scheint, nicht gebilligte, Spitze gegeben hatte) begann sich zu lockern. Trotz der bösen Erfahrungen, die Gottsched hier mit den Leuten machte, die ihm von Rechts wegen zu nie versiegendem Danke

Ich bin auf den Fall so umständlich eingegangen, weil ich dadurch die große Oberflächlichkeit, mit welcher auch von angeblichen „Rettern“ Gottscheds über den einzigen Mann abgeurteilt zu werden pflegt, aufzudecken wünsche. Oberflächlichkeit — das ist der Krebs, der leider auch heute noch an unserm so reich entwickelten geistig-litterarischen Leben frisst und seine Schönheiten entstellt. Ich meine aber: wir sind lange genug oberflächlich gewesen; und es wird Zeit, daß wir, wenn wir über bedeutende Männer öffentlich urteilen wollen, zuvor mit höchster Gewissenhaftigkeit und philosophischer Einsicht prüfen, was diese Männer geleistet und getan, und aus welchen Motiven heraus sie gehandelt haben.

* In einer Anmerkung der Übersetzung des Bayle'schen Wörterbuchs (IV. S. 362) kommt Gottsched auf die von den Schweizern und deren Anhang gegen ihn verübten Rohheiten zu sprechen und sagt bei dieser Gelegenheit unter Anderem: „Meines Theils, der ich in diesem Streite noch nichts, als den miltonischen Schwulst, verworfen hatte, habe ich zwey bis drey Jahre auf alle Lästereien meiner Gegner stille geseffen und geglaubt: daß sie endlich des Stichelns und Spottens müde werden, und sich einer so ungezogenen Aufführung schämen würden. Allein ihre Schmähsucht hat immer zugenommen; ja man hat sich mit offenbaren Pasquillen an mir vergriffen, und die nichtswürdigsten Ehrabschneider, gleichsam in Sold genommen, mich und meine Freunde zu verlästern. Man hat alle meine Schriften angetastet, und fehler darinnen gesucht; man hat meine Worte verdrehet und ihnen einen anderen Sinn gegeben, ja mir Meynungen aufgebürdet, die ich allezeit verabscheuet habe . . . Die Zeit wird es lehren, und die Nachwelt wird am Besten beurtheilen, wer von beyden recht gehabt, oder bey diesen Streitigkeiten am wenigsten der Tugend zu nahe getreten sey.“ Auf diese „Nachwelt“ hat der ebenso große wie edle Mann leider 150 Jahre warten müssen; denn in alle den Jahren hielt es die deutsche Welt bekanntlich lieber mit seinen Feinden, verdrehte gleich ihnen seine Worte,bürdete ihm Meynungen und Gefinnungen auf, die er „allezeit verabscheuet“ hatte, und hielt sich bei dem Allen noch für berechtigt, ihn wie einen Dummkopf und Ignoranten zu schulmeistern, sich über ihn lustig zu machen und Scheingrößen gegen ihn auszuspielen, die ihm nicht an die Knie reichten.

verpflichtet waren*, blieb seine Theilnehmung für das Theater lebendig. Als die Neuber'sche Truppe (nicht zum wenigsten dank seiner Fürsprache) nach Rußland übersiedelte, und so die „einzige vernünftige Schaubühne, die noch dazu durch viele Verfolgungen an ihrem Fortgange gehindert“ worden war, für Deutschland bis auf Weiteres verloren gieng; entschloß er sich, einen Ersatz zu schaffen. Er gab (1740 u. ff.) das große Sammelwerk „Die deutsche Schaubühne“ heraus**, damit „der gute Geschmack nicht

* Es berührt wehmütig, wenn man in einem Briefe Neubers vom 5. Juli 1735 die Sätze liest: „Sie haben uns seit etlichen Jahren viel Gutes, durch Lehren, Rath und That erwiesen. Wir werden solches zu keiner Zeit vergessen, vielmehr preisen und rühmen, Ihnen alles Gute gönnen, so viel uns möglich dazu beytragen, und Sie auf Lebenlang hochachten“ — und dann daran denkt, wie dem edlen Manne von Seiten des Ehepaares gedankt wurde, oder doch von der Neuberin, der eigentlichen „Prinzipalin“, die am 15. februar 1735 dem einflußreichen Gönner aus Braunschweig einen fast überschwänglichen Brief geschrieben und nicht undeutlich zu verstehen gegeben hatte, daß sie um feinetwillen in Leipzig „verliebt“ sey. Hier liegt vielleicht ein heimliches Motiv für die später ausbrechende offene Feindschaft der liebebedürftigen „Dame“ gegen den sittenstrengen Lehrmeister und Freund verdeckt.

** Ich möchte hier außerhalb des Haupt-Textes wenigstens in aller Kürze auf eine Angelegenheit zu sprechen kommen, um derentwillen Gottsched ebenfalls von Überlegen tuenden Leuten wie ein Schulbube abgefertigt worden ist. Bekanntlich hatte Gottsched, als er die „D. Sch.“ herausgab, angekündigt, daß er das Werk mit einer Übersetzung der „Poetik“ des Aristoteles einleiten würde. Da er nicht gleich zu der Arbeit kam, so ließ er zuerst den II. Band erscheinen. Als jedoch der I. Band später nachgeliefert wurde, fehlte auch ihm die „Poetik“; und Gottsched erklärte nun, daß die Ungeduld des Publikums, das nicht länger auf den I. Band hätte warten wollen, ihn verhindert hätte, eine sorgfältige Übersetzung als Eröffnung des Ganzen zu schaffen. Daraus haben seine Gegner, bis hinab zu Danzel und Maniek, geschlossen, daß Gottsched zu wenig Griechisch gekonnt hätte, um dem Aristoteles gerecht zu werden; Herr Professor Erich Schmidt ruft in seiner anmutigen Art sogar pathetisch aus: „Hätte der Königsberger doch mehr Griechisch gelernt!“ — Nun ist es doch wirklich „verzweifelt naiv“, zu glauben, daß der tief gelehrte Gottsched, der achtzehnmalige Rector magnificus der berühmtesten deutschen Universität seiner Zeit, nicht soviel Griechisch gekonnt haben solle, um den Aristoteles zu lesen und zu verstehen — diese kindisch-törichte Schimpfhudelei will ich also nicht erst ad absurdum führen. Wol aber möchte ich den Gelehrten zu bedenken geben: ob es nicht möglich wäre, daß Gottsched, als er sich zu dem erwähnten Zweck die „Poetik“ näher ansah, ohne weiteres erkannte, daß auch dieses „berühmte“ Buch nichts enthielte, was irgendwie brauchbar wäre. Wir heute können es ja ohne weiteres feststellen, daß Gottscheds „Dichtkunst“ berghoch über der „Poetik“ des Aristoteles steht — warum sollte der tiefblickende Mann nicht ebenfalls eingesehen haben, daß es, 10 Jahre nach Erscheinen seiner „Dichtkunst“, einen Rückschritt bedeutet

wieder auf das alte Chaos verfallen möge; junge Dichter aber auch den Muth nicht sinken lassen dürfen, da sie das Vergnügen nicht mehr haben können, Stücke, die sie etwa übersetzt, oder selbst angefertigt, gut aufführen zu sehen“. Er gab jungen Dichtern die wertvollsten Anregungen; bemühte sich, den deutschen Poeten das Verstandnis für „tragische Helden der deutschen Geschichte“ beizubringen; ermunterte Kästner, Tell zum Helden eines Dramas zu machen; und sorgte für eine Vertiefung des Interesses am Bühnenleben auch dadurch, daß er dem Schuldrama seine ernsteste Aufmerksamkeit zuwandte, für dessen Pflege nachdrücklich eintrat. Bis um die Mitte des fünften Jahrzehntes galt Gottsched denn auch nach wie vor für die autoritäre Persönlichkeit auf dem Gebiete der dramatischen Literatur und Kunst, dem selbst das Ausland die Huldigung nicht versagte*. Noch 1745 schrieb Mylius in der Vorrede zu seiner

hätte, den alten, überwundenen Griechen neu ins Gesicht zu führen? Wir wissen ja, daß er schon mit 14 Jahren von dem Philosophen Aristoteles unbefriedigt blieb; daß er bei jeder passenden Gelegenheit erklärte, man müßte den „Alten Vieles nachsehen“, weil sie eben „die Kindheit“ des Menschengeschlechtes verträten. Das Motiv für die Beiseitelassung der „Poetik“ scheint mir aus allem diesem sich ganz von selbst zu ergeben.

* Eine wie bedeutende ideelle Machtfülle Gottsched, auch trotz seiner Loslösung von der „Deutschen Gesellschaft“ selbst noch in den vierziger Jahren besaß, ersieht man am deutlichsten aus den, nach wie vor von allen Seiten, selbst aus dem Ausland, an den, inzwischen allerdings zum Rector magnificus gekrönten, Diktator gerichteten Briefen. Alle Welt bettelt immer noch um seine Gunst; verlangt nach seinem maßgebenden Urteil und kann sich kaum genug tun in Worten der Bewunderung. Joh. Elias Schlegel (der 1749 nicht gerade als ein dankbarer Schüler Gottscheds starb; der, obwohl er in seinen kritisch-ästhetischen Schriften fast nur die Lehren und Ideen des Meisters in journalistisches Kleingeld umsetzte, später, weil es nun einmal im grünen Deutschland jener fürchterlichen Zeit zum „guten Ton“ gehörte, Gottsched zu schmähen, ganz unzweideutig von „unwissenden und anmaßenden Kunstrichtern“ zu sprechen wagte) schrieb sogar am 16. Mai 1742 einen Brief an den Lehrer, in welchem es unter Anderem heißt: „Ich beklage in der That, daß man E. M. jetzt von allen Seiten anzugreifen suchet; aber ich weis gar zu wohl, daß dieselben dadurch in Ihrem wahren Werthe nichts verlieren, als daß ich Ihnen mein Mitleiden darüber weitläufig zu erkennen geben sollte. Wenn Dero Feinde ohne alles Mitleiden mit Ihnen umgehen, so sind E. M. und Dero Freunde überzeugt, daß Sie keines von nöthen haben. Was meine Person anbetrifft, so werde ich, und wenn dieselben noch 1000 Einfälle von den ersten zu besorgen hätten, mich dennoch mit aller Ergebenheit und Aufrichtigkeit unter die letztern rechnen“. Und wie die Brutalitäten

Reichel, Gottsched.

Übersetzung des „Plutus“: „Wir wollen in die Fußtapfen des berühmten Gottsched treten, welchem die Nachwelt seine großen Verdienste um die Verbesserung der deutschen Schaubühne nicht genug wird danken können“. Als er 1747 mit seiner Gattin Dresden besuchte, führten ihm zu Ehren junge Cavaliere auf dem Brühl'schen Haustheater gottschedische Stücke auf; und 1749 wurden ihm bei einem Besuche in Oesterreich, der sich zu einem wahren Triumphzuge gestaltete, Ehrungen, selbst von der Kaiserin, zu Teil, die seine stolze Ansprüche befriedigen mußten. Bald aber gewannen die leidenschaftlich nach Einfluß und nach Befriedigung ihres Hasses lechzenden Feinde die Oberhand; begünstigt durch den Dünkel der Bühnenleute, denen der gelehrte, nur ideale Ziele verfolgende Zuchtmeister nahezu unerträglich geworden war. Als 1749 König an Stelle der Neuberin nach Leipzig kam, machte er sich zwar anfangs die Unterstützung Gottscheds zu Nutze; sobald jedoch Gottsched gegen Königs mehr und mehr ausartende Bevorzugung der italienischen Stegreifkomödie energisch Verwahrung einlegte, kam es ohne Weiteres zum Bruch. König entblödete sich nicht, den Altmeister auf der Bühne, die er selbst geschaffen*, verspotten zu lassen. Daraus entwickelte sich dann ein Theaterskandal, der schließlich zu Ungunsten des mehr und mehr isolirten Vaters der deutschen Schaubühne endete. Ziemlich um dieselbe Zeit waren übrigens auch die ersten Gesänge von Klopstocks „Messias“ erschienen, die das klassische Exempel für die seltsamen Theorien der Schweizer sein sollten. Diese Hexameter begeisterten nun zwar die nach „Neuem“ verlangenden Geister Grün-Deutschlands; Gottsched aber—der längst allen kirchlich-religiösen Anschauungen entwachsen war und göttliche Dinge nicht für weltliche Litteraturwerke

der Herren Bodmer und Breitinger von den Gelehrten Deutschlands, ja selbst von verschiedenen Schweizerischen Gelehrten beurteilt wurden, läßt sich ebenfalls aus zahlreichen Briefstellen erkennen, die ich hier aus Mangel an Raum nicht mittheilen kann, die ich aber in einem anderen Zusammenhange der Welt über kurz oder lang bekannt geben werde.

* Sie stand im Zotiſchen Hofe, den Joh. Gottlob Quandt 1748 erwarb. Quandt ließ die alten Gebäude niederreißen und an Stelle des Hauses, in welchem Schönnemann noch Ostern 1749 spielte, ein neues Theater bauen, das nach Gottscheds genauen Angaben eingerichtet und zur Michaelismesse 1749 von Schönnemann bezogen wurde.

verwertet wissen wollte; bei dem überhaupt die nationale Tendenz allgemach die höchste Entwicklung erreicht hatte — sprach sich gegen das neue Ideal der Schwarmgeister mit der größten Entschiedenheit aus. Auch in diesem Kampfe sind Gottscheds Motive grundfalsch und kleinlich beurteilt worden, namentlich von den Schweizern, die gar zu gern die Verdienste, welche sich Gottsched als Litteraturreformer ganz unabhängig von ihnen erworben hatte, für sich in Anspruch nehmen und, nach Kästners Worten, die Cäsaren sein wollten; und es wirkt seltsam, wenn selbst ein, Gottsched verhältnismäßig wohlwollend gesinnter Mann wie Danzel meint: Gottsched hätte im „Messias“ den Feind erblickt, der ihm völlige Vernichtung drohte; den er deshalb auf das Schärfste bekämpfen mußte. Man wird unwillkürlich zum Lächeln gereizt, wenn Danzel behauptet: die große Wirkung des „Messias“ hätte Gottsched in „fieberhafte Aufregung“ versetzt oder gar „zur Verzweiflung gebracht“; er hätte darüber zuweilen „förmlich den Kopf verloren“. Man muß die Schriften Gottscheds aus dieser Zeit sehr schlecht, und den Charakter, die große Gelassenheit und Geschlossenheit der Seele des, hoch über alle dem Tageslärm stehenden, Mannes gar nicht kennen; wenn man dergleichen zu behaupten wagt. Denn aus jeder Zeile, die Gottsched in diesem Kampfe geschrieben, spricht das Selbstgefühl des überlegenen Geistes, der genau weiß, daß er das Gute, das Heilsame vertritt gegenüber dem, wenn auch nicht eigentlich Schlechten, so doch Falschen. Er wird, als ein feiner Kritiker, das Körnchen Verdienst, das im „Messias“ enthalten war, ebenso gut erkannt haben, wie er das Gute, das dort und hier in Miltons „verlorenem Paradiese“ enthalten ist, erkannte. Aber weil er, mit Recht, einsah, daß vom „Messias“ der deutschen Poesie, und vor allem der gesunden Weiterentwicklung des freien, deutschen Geistes, gerade so viel Gefahr drohte, wie von dem schwülftigen und überstiegenen englischen „Epiker“; so durfte er, bei dem Ansehen, das sein Urtheil auch damals noch in ganz Deutschland besaß, überhaupt keine Anerkennung aussprechen; weil die unreifen, gegen ihn und seine Überlegenheit anstürmenden Parteygänger der „neuen Richtung“ daraus sofort Kapital geschlagen hätten. Deshalb trat er denn mit aller ihm eigenen Entschiedenheit, aber zugleich maßvoll und in vornehmer

form*, gegen den neuen Götzen auf, der ein klassischer Zeuge für das Evangelium der Herren Bodmer und Breitinger** sein sollte. Schon ein anscheinend unwichtiger, äußerlicher Grund mußte Gottsched bestimmen, sich dem „Messias“ gegenüber ablehnend zu verhalten: die fürchterlichen Hexameter. Er hatte in der „critischen Dichtkunst“ (S. 312) zuerst auf diese Versart hingewiesen und sie nachdrücklich zur Aufnahme empfohlen. Aber weil er „ein von ihrem Wohlklange ganz bezauberter Liebhaber“ der griechischen Hexameter war; weil er ihre „Schönheit und Vortrefflichkeit so völlig einsah, als vielleicht wenige sie einsehen“; weil er „den ungemeinen Wohlklang der virgilianischen und ovidischen Verse schon in seiner Kindheit empfinden gelernt“:

* „Ich bin in meinem Urtheile über diese Epopeen vollkommen unparteyisch; zumal ich auch die Herren Verfasser aller dieser reimlosen und heroischen Gedichte von Person nicht einmal kenne, geschweige denn sonst etwas wider sie zu sagen habe“ erklärte er im Mayheft (1752) des „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“. Und im Januarheft gestand er: „Es ist mein Werk niemals gewesen, ganze Bücher, in der Absicht, fremden Fehlern nachzuspähen, zu schreiben, welches ohnedem eine niederträchtige Arbeit ist, die nur aus Neid oder persönlicher Feindschaft ihren Ursprung zu haben pflegt. Von beyden Leidenschaften bin ich gegen die Herren Verfasser der itzt so häufig aufschießenden christlichen Epopeen frey“.

** Breitinger, der eigentliche Theoretiker dieser „neuen Richtung“ hatte den Kern seiner Weisheit in die denkwürdigen Worte gefaßt: „Was ist Dichten anders, als sich in der Phantasie neue Begriffe und Vorstellungen formen, deren Originale nicht in der gegenwärtigen Welt der Wirklichkeit, sondern in irgend einem andern möglichen Weltgebäude zu suchen sind“. Wer erkennt nicht, daß diese unheilvolle Weisheit uns Deutsche in ästhetischer Beziehung schwer geschädigt hat; so schwer: daß wir bis auf den heutigen Tag noch an ihr kranken, wenn wir sie auch gelegentlich durch „naturalistische“ Phantasieen auf den Kopf stellen. Diese Weisheit liegt wol auch dem oft belachten Künstlerwitz zu Grunde, daß der franzose oder Engländer, wenn sie einen Elephanten malen wollen, in den zoologischen Garten gehen und Elephanten-Studien machen; daß der Deutsche jedoch, wenn er einen Elephanten malen will, diesen „aus der Tiefe seines Gemüths“ schöpfe. Wo wären wir hingeraten, wenn Lessing, und die besten Dichter nach ihm, nicht wenigstens in Diesem und Jenem auf der von Gottsched geschaffenen Grundlage Fuß gefaßt hätten! Und wie ist es zu beklagen, daß Gottsched nicht auch im Kampfe mit diesen Schwarmgeistern die Oberhand behielt; wie er, wenn auch leider nur für kurze Zeit, gegen den Gräcomanen J. E. Schlegel seine tiefere Einsicht durchsetzte und uns, so lange es gieng, davor bewahrte, Nachahmer der griechischen Tragödiendichter zu werden, des Altertums, das er, bei aller gelehrten Bewunderung für dessen beste Leistungen, gern „die Kindheit der Welt“ nannte!

so waren seinem „zärtlichen Gehör“ diese „auf podagrifchen Füßen einherstolpernden Verse“ notwendiger Weise ein Greuel. Gegen die rhythmische Schönheit seiner geliebten deutschen Sprache wurde hier mit einer an Barbarei grenzenden Empfindungslosigkeit gesündigt. Sein „wohlgemeynter Vorschlag, der deutschen Dichtkunst die völlige Pracht und Anmuth der alten griechischen und römischen zu ertheilen“, hatte „so üble Wirkungen“ nach sich gezogen und „solche Verwüstungen“ angerichtet, daß er es (und mit dem entschiedensten Rechte!) schon aus diesem Grunde für seine heilige Pflicht halten mußte, gegen diesen Rückfall in die alte technische Rohheit anzukämpfen*.

Aber nun kamen schwerer wiegende Gründe dazu. Er hatte, als der Erste, vom Dichter Kenntniss des Menschen, treue Beobachtung der Natur gefordert: Jetzt aber zog ein „schwülftiger Dichter“ die Blicke des unreifen Publikums auf sich, der wol „mit wäxsernen Schwingen sich bis an die himmlischen Sphären schwang und Dinge malte, die kein Auge gesehen, kein Ohr gehört, und die in keines Menschen Herz gekommen; darüber aber in bloß menschlichen Nachahmungen die größten Fehler machte“. Hier drohte also eine viel ernstere Gefahr; der zu begegnen Gottsched als Theoretiker sowol wie als Künstler sich vor allen Anderen in Deutschland verpflichtet fühlen durfte.

Diesen künstlerischen Bedenken gesellten sich aber zwei andere, die zweifellos für die Stellung, welche Gottsched dem „Messias“ gegenüber einnahm, ausschlaggebend wurden: Er hatte ein Menschenalter hindurch nicht nur für die Befreiung der Wissenschaft, und vor allem der Philosophie, von der Herrschaft des Pfaffentums; sondern auch für eine, von aller christlichen Dogmatik rein zu haltende Poesie gekämpft — im „Messias“ aber

* Ich möchte hier wenigstens in aller Kürze darauf hinweisen, daß Gottsched in der Hitze des (von ihm allerdings mit größter Besonnenheit und Ruhe geführten) Streites der Anbänger des, später von Goethe und Schiller zu so großem Einfluß gelangenden, elegischen Distichons wurde. Im May-Heft des „Neuesten“ (1752) findet sich auf den Seiten 209/10 die Bemerkung: „Ja, Gedichte wie „der Frühling“, „die Liebe“ u. dgl. m. sind schon in dieser fürchterlichen Versart erschienen; die man doch lieber in Elegieen, d. i. mit untermischten Pentametern hätte schreiben mögen. Vielleicht würde auch die darin herrschende Abwechslung den Ekel über so viel übelklingende Hexameter ein wenig gemindert haben: wofern man nämlich die Regeln der Pentameter etwas besser, als der ersteren ihre, zu beobachten gewußt hätte“.

feierte der orthodoxe Glaube seine zügellosesten Orgien. Er hatte ferner planvoll eine nationale Poesie vorzubereiten versucht — im „Messias“ aber wurde die deutsche Poesie plötzlich wieder zu einem vaterlandslosen, in der schwülften christlichen Luft schwebenden Unding. Gottsched sah sich also, wenn er es ernst und ehrlich nicht nur mit seiner Lebensaufgabe sondern auch mit der geistig-ästhetischen und weltlich-nationalen Cultur seines Volkes meinte, gezwungen, den Kampf nach zwei Seiten hin zu führen; und es gereicht ihm zur unverwelklichen Ehre, daß er den Mut fand, in diesen, fürs Erste aussichtslosen, Kampf einzutreten. Anfangs arbeitete er nur gegen den, wie er aus taktischen Gründen vorgab, die Religion in ihrer Reinheit trübenden Heiland-Befinger; und schon hierdurch mußte er es mit den Phantasten und Pietisten seiner Zeit aufs neue verderben. Als er dann jedoch das auf nationalem Boden stehende Gedicht „Hermann“ von Schönaich gegen den „Messias“ auspielte und gar die Dichterkrönung des Schlesiens durchsetzte — da schlugen Haß und Hohn von allen Seiten in hellen Flammen gegen ihn empor. Daß Gottsched trotzdem auch hier den höheren Standpunkt vertrat, wird einem ruhigen Beurteiler des Streitfalles heute nicht mehr zweifelhaft sein. Wol hatte auch Klopstock mit seinem „Messias“ eine litterarische Mission erfüllt, die, so unbedeutend und vorübergehend sie war, nicht verkannt werden soll; denn er gab der unreifen, für die Lehren und Anschauungen Gottscheds noch nicht geweckten litterarischen Jugend Deutschlands neue, starke Anregungen*. Aber wenn schon zu Lessings

* Es widerspricht durchaus den Thatfachen, wenn man dem „Messias“-Dichter mehr zuerkennen will, als die doch wol ausreichende Ehre, der unreifen Jugend jener Zeit einige Anregungen gegeben zu haben; und es kann nicht anders als komisch wirken, wenn bis in unsere Tage herein behauptet wird: mit Klopstock habe die neue Hera begonnen, habe sich endlich das „Genie“ durchgesetzt. Man muß wirklich keine Ahnung vom Wesen des Genies haben, wenn man Klopstock, (der als „Messias“-Dichter nichts weiter war, denn ein, von schlechten ästhetischen Theorien überhitztes Talent, das sich erst später zu größerer Klarheit und Gesundheit durcharbeitete, aber trotzdem stets nur ein Talent blieb) für ein Genie halten kann. Das Genie des achtzehnten Jahrhunderts war Gottsched; und er ist deshalb nicht weniger ein Genie, weil er als Grundstein-legender Künstler noch nicht jene Höhe erklomm, die nach ihm, und auf seinen starken Schultern stehend, Goethe, Schiller und die anderen großen Talente der Folgezeit erreichten.

Zeiten kein Mensch mehr den „Messias“ lesen mochte; wenn Männer wie Haller und Lichtenberg dem ganz unkünstlerischen „Epos“ ablehnend gegenüberstanden: so hat die Nachwelt Gottsched in noch ganz anderem Umfange recht gegeben. Auch für den, selbst von Voltaire beifällig aufgenommenen „Hermann“ wird sich heute Niemand mehr begeistern; und Gottsched, dem das Horazische „Nil admirari“ in Fleisch und Blut übergegangen war, wird sich über den poetischen Wert dieses Heldengedichts*

Weder Goethe noch Schiller, weder Wieland noch Herder, geschweige denn Lessing, wären im Stande gewesen, aus eigener Kraft eine neue Litteratur, ja mehr, eine neue Geistescultur bei uns anzubauen. Dazu fehlte es ihnen Allen am Besten. Hätte der Geistesriese Gottsched, dieser genievollte Reformator und Neuschöpfer, nicht die Hauptarbeit geleistet; hätte er seinen Nachfolgern nicht vor allem eine Sprache geschenkt, die „für sie dichtete und dachte“; so wären wir vielleicht heute noch ein Volk, das den Spott des Auslandes herausforderte. Auf Gottsched mit Geringschätzung hinabzusehen, weil er noch keinen „Oberon“, keinen „Don Carlos“, keinen „Wallenstein“ und keinen „Erkdnig“ geschaffen, hätte gerade so viel Sinn, als wenn man Gutenberg belächeln wollte, weil er nicht gleich auch die Schnellpresse erfand.

* Wie es bei uns in Deutschland, seit den Tagen der „Revolution“ gegen Gottsched, leider Brauch geworden ist, daß wir nicht sachlich urteilen und mit Besonnenheit den Wert poetischer Werke abwägen, sondern vorzugsweise mit starken, und oft genug geistvoll, ja wol gar tief scheinenden Worten verhimmeln oder verlästern; so hat auch der arme Schönaich und sein denkwürdiges Gedicht unter der übelsten Nachrede zu leiden gehabt. Wenn aber Johannes Crüger in seinem Buche „Gottsched und die Schweizer“ den „Hermann“ von oben herab „das elendeste Gedicht der Welt“ nennt; so muß dieses oberflächliche Urteil doch sehr entschieden zurückgewiesen werden. Selbst wenn der „Hermann“ damals „keinen Beifall“ gefunden hätte, wie Crüger behauptet (weil er nicht gewußt zu haben scheint, daß das Gedicht bereits ein Jahr nach seinem Erscheinen die 2. Auflage erlebte); so wäre das kein Grund, den „Hermann“ für eine lächerliche Mißgeburt auszugeben, die er ganz und gar nicht ist. Ich habe schon oben gesagt, daß man sich heute für den „Hermann“ nicht mehr begeistern wird; aber Gerechtigkeit sollte man auch diesem keineswegs wertlosen und litteraturgeschichtlich zweifellos bedeutsamen Werke zu Teil werden lassen, welches einen Voltaire bedauern ließ, die deutsche Sprache nicht zu verstehen, auf eine Übersetzung angewiesen zu sein. Ein deutsches Gedicht, das also anhebt:

„Von dem Helden will ich singen, dessen Arm sein Volk beschützt,
 Dessen Schwert auf Deutschlands Feinde für sein Vaterland geblitzt;
 Der allein vermögend war, des Augustus Stolz zu brechen
 Und des Erdenkreises Schimpf in der Römer Schmach zu rächen —
 Hermann, Dich will ich erheben! und Dir sey mein Lied geweiht,
 Der einst Deutschlands Unterdrücker, Galliens Geschlecht zerstreut.

auch klar gewesen sein. Als ein neuer Versuch*, die deutsche Döessie endlich auf die, von Gottsched so oft laut geforderte, weltlich-nationale Grundlage zu stellen, ist der „Hermann“ jedoch von ganz hervorragender historischer Bedeutung; und Gottsched vertrat deshalb auch in diesem Streite das vom nationalen und weltlich-litterarischen Standpunkt aus Richtige, das Neuland der Zukunft, in das sich Klopstock bekanntlich später selbst hinüberrettete. Aber Gottscheds Zeit, die trotz der nationalen Taten friedrichs des Zweiten, des ersten Vollstreckers der großen nationalen forderungen Gottscheds, immer noch in Wolkenkukukusheim besser zu Hause war, als in der deutschen Heimat; die (und das ist wol das eigentlich Tragische in Gottscheds Geschick) zudem noch gar nicht reif war für die philosophischen und ästhetischen Ideen des Zukunftsmannes und in ihren Niederungen noch erst Entwicklungen durchmachen wollte (vielleicht auch sollte), über die Gottsched längst hinaus war, die er daher von seiner Höhe aus in ihrer bedingten Notwendigkeit nicht mehr erkennen konnte, die er für gefährliche Rückwärtsereien halten mußte und halten durfte — diese ihm in keiner Weise

Der, dem ersten Hermann gleich, unser schönes Joch zerschläget,
Und der stolzen Lilien Pracht vor dem Adler niederleget“

verdient wol von Deutschen geachtet zu werden; selbst wenn Gottsched es nicht gelobt und den „überall herrschenden patriotischen Geist, der auf Deutschlands Ehre und freyheit sieht, den Aberglauben hasset, die Keuschheit, Gerechtigkeit, Großmuth, und Menschenliebe einschärfet, die Herzen seiner Leser mit den richtigsten Empfindungen der Wahrheit und Tugend erfüllt“, gerühmt hätte. Und ein deutscher Dichter, der da sang:

Steige doch aus deiner Gruft,
Hermann! den man so erhebet!
Oder fleuchst du unsre Luft,
Die dich vormals doch belebet.
O! so mache, daß dein Geist,
Der sich selten bey uns weist,
Sich vor unsrer Zeit nicht scheue:
Daß noch einst ein deutscher Mann,
Der sein Volk nicht hassen kann,
Uns von fremder Schmach befreye!“

sollte doch wol von seinem deutschen Volke nicht zu den albernen, geistlosen Tröpfen gezählt werden!

* Der erste Versuch war bekanntlich von J. E. Schlegel mit dem Trauerspiel „Hermann“ gemacht worden.

gewachsene Zeit hatte kein Verständnis für die Motive des „Hermann“-Beschützers, Und als jetzt Lessing mit seinem rücksichtslosen Witze gegen den „patriotischen Mistträger“ auftrat: da hatte er alle unreifen Köpfe der Nation als Lacher auf seiner Seite. Es half dem Gehafften nichts, daß die besten Geister der Nation, welche dem wilden, wüsten Litteraturreiben fern standen, ihn nach wie vor, seiner großen, alle Gebiete des geistigen Lebens umfassenden, Wirksamkeit wegen, verehrten; daß seine Stimme noch immer in wichtigen, die gelehrte Welt bewegenden, Fragen den Ausschlag gab; daß der größte Philosoph der Epoche, Christian Wolf, der bis zu seinem Tode den lebhaftesten Briefwechsel mit ihm unterhielt, ihn zu seinem Biographen erkor; daß Voltaire ihn wie einen Ebenbürtigen behandelte; daß Friedrich der Zweite, dem er so großartig vorgearbeitet hatte, zweimal mehrstündige Konferenzen mit ihm führte*, ihn in einer Ode als „Cygne Saxon“ feierte, und der, ihm mit dem Selbstbewußtsein des stolzen, unabhängigen Mannes gegenüber-tretenden Magnificenz eine goldene Dose verehrte** — im Gegen-

* Diese bedeutsamen Unterredungen fanden statt am 15. u. 27. October 1757. Gustav Wustmann weiß in einem fesselnden Aufsatz („Friedrich II. und Gottsched“, Grenzboten 1885) noch von drei anderen Begegnungen der zwei größten Männer ihrer Zeit zu melden; sodas im Ganzen fünf Begegnungen stattgefunden haben: am 20. November 1756, am 15., 26. und 27. October 1757 und im Dezember 1762.

** Wenn Johannes Crüger in der Einleitung zu seinem Buche „Gottsched und die Schweizer“ meint; „Es wird nicht zu viel sein, wenn man sagt, daß nach 1750 die Gottschedische Sache von den geistig Bedeutenden der Nation völlig aufgegeben ist. Sein Conto ist abgeschlossen; man hält nicht mehr für werth, über ihn zu reden, oder wenn mans thut, (so) betrachtet man ihn als einen verdienstlosen, albernen, widrigen Gefellen“ — oder gar behauptet: „Nur ganz wenige armselige Wichte blieben Gottsched treu“; so muß auch dieser Verdrehung der Thatfachen sehr entschieden widersprochen werden. Junge Leute, die damals 24—26 Jahre alt waren und noch so gut wie nichts geleistet hatten, darf man doch, ohne unserm Volke selbst in jenen traurigen Zeiten Unrecht zu tun, nicht für die „geistig Bedeutenden der Nation“ halten; um so weniger, als diese fast ausschließlich nur ihr armseliges persönliches Interesse im Auge hatten, ihre zweifelhafte Weisheit mit allen, auch den schlechtesten, Mitteln durchsetzen wollten. Wahr ist nur das Eine: daß die reiferen, wenn auch vielleicht Gottscheds Größe nicht klar erkennenden, so doch seine großen Verdienste ehrenden, Männer Deutschlands durch das Maulheldentum der schreibenden Jugend jener Jahre gewissermaßen terrorisirt wurden; und mit dem gelehrten Freunde Gottscheds, dem Abte Mosheim dachten: „Wer mag mit Menschen, die um Geld schreiben und alle Woche

teil: das Alles reizte den Neid, die Wut der kleinen Geister, die den Tag beherrschen wollten, nur noch mehr. Gottsched konnte gegen diese Rohheiten seiner von Tag zu Tag zahlreicher und frecher werdenden Feinde natürlich nicht unempfindlich bleiben; aber es zeugt von der Seelengröße, von dem echten Patriotismus des Mannes, daß er, anstatt sich verbittern zu lassen, seine Kulturarbeit in demselben großen Stile fortsetzte. So war er schon 1748, vor der Hauptschlacht, in der er unterlag, mit seiner „Deutschen Sprachkunst“ hervorgetreten, dieser wissenschaftlichen Großtat, zu deren „guten Ausarbeitung“ er sich „mehr als 24 Jahre“ vorbereitet hatte. Man darf diese erste, das ganze Sprachgebiet umfassende deutsche Grammatik (trotz einiger, ihr naturgemäß anhaftenden Mängel) für eines unserer allervornehmsten Litteratur- und Sprachdenkmäler halten. Schon die ernstesten Vorbereitungen, die Gottsched gerade diesem Werke widmete, lassen darauf schließen, daß der Meister sich der Wichtigkeit dieses, nur von nationalen Gesichtspunkten aus in seinem ganzen Werte zu begreifenden, Unternehmens klar bewußt, und trotz aller Bescheidenheit, mit der er auch diese Riesenschöpfung seinem Volke zum Geschenk machte, davon überzeugt war, daß kein Anderer in Deutschland diese Arbeit verrichten konnte. Ohne jede Prahlerei hatte er zwar der Mühen gedacht, die ihm die Schaffung der „Sprachkunst“ verursacht; aber, wie er immer bemüht war, seine Verdienste so klein wie nur möglich erscheinen zu lassen, um den Neid (dieses Übel des deutschen Gelehrten und Schriftstellers damals) nicht herauszufordern: so wies er auch hier mit einer fast rührenden Umständlichkeit nach, daß er eigentlich alles seinen Vorgängern* und den Ratschlägen be-

zweymal Gelegenheit haben, bitter zu antworten, Krieg führen?“ Da diese Männer, als Professoren, Gymnasiallehrer und Staatsbeamte, alles vermeiden mußten, was ihnen die journalistische Meute auf den Leib gehetzt hätte: so schwiegen sie eben still; und man merkt es z. B. der Gedächtnisrede, welche der große Mathematiker und Epigrammatiker Kästner 1767 dem Gestorbenen widmete, an: wie der edle Schüler Gottscheds davor zitterte, von den Vertretern der „Öffentlichen Meinung“ für einen „Gottschedianer“ gehalten zu werden.

* Man braucht nur die „Sprachkunst“ des Schottelius, seines bedeutendsten Vorgängers, mit dem Werke Gottscheds zu vergleichen, um zu erkennen, wie weit das Genie des neuen Grammatikers über die Vorarbeiten der talentvollen Fachgelehrten hinausgieng.

kannter und unbekannter Freunde und Gönner verdankte. Als er (1749) die zweite Auflage veröffentlichen durfte, ließ er seinem Dankgefühl für einige, ihm, dem berühmtesten Lehrer seiner Zeit, zu Theil gewordene Anmerkungen, einen, in seiner tiefen Schlichtheit bewunderungswürdigen Ausdruck: „Was ist einem wohlgeordneten Herzen eine größere Lust, als Lehren anzunehmen; wenn sie aus guter Absicht, ohne Stolz und Bitterkeit gegeben werden“ — sagte er, der da im Jahre vorher beteuert hatte: „So lange ich lebe, werde ich die Feder nicht niederlegen, bis ich diesen Entwurf der deutschen Sprachkunst zu derjenigen Vollkommenheit gebracht habe, der er, nach meiner wenigen Einsicht fähig ist, und die ich ihm, nach meinen geringen Kräften, werde geben können“. Er war der Mann dazu, ein solches, freiwilliges, Gelübde zu halten; aber die Treue gegen sich selbst und sein Werk wurde ihm auch belohnt. Als er 1756 die vierte Auflage in die Welt sandte, konnte er mit freudiger Genugthuung davon sprechen, daß seine „Sprachkunst“ eine Menge anderer Sprachlehren hervorgerufen; daß sich seit Erscheinen seines Werkes „eine allgemeine Liebe unserer Muttersprache hervorgethan“. Leider fehlte es im deutschen Vaterlande nicht an Ehrenmännern, die, nachdem sie sich seiner Ausfaat bedient hatten, diese Saat selbst schmäheten*, um den Früchten, welche

* Wenn damals die litterarischen Freibeuter den geistigen Millionär, den sie dreist bestahlen, schlecht machten und seine Schöpfungen in schlechten Ruf zu bringen versuchten; so findet man diese Niederträchtigkeiten noch einigermaßen begreiflich. Was aber soll man dazu sagen, wenn Herr Professor Erich Schmidt in seiner schönen Lessing-Biographie mit höhnischer Überlegenheit wegwerfend zu bemerken wagt: „Gottscheds Sprach- und Redekunst hat den Ausdruck manches Candidaten gebessert“ (II, 528)?! Da Gründlichkeit niemals die Schwäche dieses Litteraturprofessors gewesen ist; so will ich gern glauben, daß er, auf Sagenhören hin, sich für berechtigt hielt, über eines der großartigsten Denkmäler unsrer wissenschaftlichen Litteratur in diesem geringschätzigen Tone sich zu äußern. Sollte Herr Professor Schmidt jedoch das Glück haben, eine dritte Auflage seines Riesenwerkes zu erleben; so empfehle ich ihm, wenigstens einen Blick in Danzels Gottsched-Buch zu werfen und sich von diesem, keineswegs vorurteilsfreien, Gottsched-Retter darüber belehren zu lassen, daß selbst noch Goethe, „der doch aus einem nicht ungebildeten Kreise stammte“, den „Einfluß“ der „Sprachkunst“ erfahren. Ich aber füge noch hinzu, daß mit Goethe die Zahl der Schüler des Sprachmeisters Gottsched keineswegs abschließt; daß vielmehr es auch heute noch so manchem Schriftsteller und selbst manchem tiefgelehrten Professor sehr

sie mühelos geerntet hatten, einen besseren Markt zu schaffen. Großmütig aber erwiderte Gottsched auf das Drängen seiner Freunde, die Gegner und Plagiatoren zu fassen: „Ich gönne einem jeden denjenigen Ruhm, den er sich, auf eben der Bahn erwerben können, die ich zu laufen mir erwählt. Ich weiß ja, daß ich von des Kaisers und Reichs wegen kein Ausschließungsrecht auf die deutsche Sprachkunst erhalten“. Natürlich blieben ihm auch die, Gottsched gegenüber nie außer Acht gelassenen, Verdächtigungen nicht erspart. So sollte er, unter anderem, sich „eingebildet“ haben, daß „die deutsche Sprache nun so bleiben würde, wie er sie in Regeln gebracht“ — mit anderen Worten: daß die Gesetze, die er, auf Grund umfassender Beobachtungen, aufgestellt hatte, Allgemeingültigkeit behalten würden. Das ist nun zwar tatsächlich eingetroffen: Gottscheds „grammatisches Glaubensbekenntnis“, welches „den gelehrten Sprachkennern entdeckte, nach was für Regeln er sich bisher im Reden und Schreiben richtet“, sind in allem Wesentlichen für uns von kanonischer Bedeutung geblieben; selbst die „Kätzerey“, mit welcher er es „wagte“, den Zeitwörtern „zwo neue Zeiten“ zuzuteilen, hat ihre Gültigkeit behalten. Bescheiden erwiderte jedoch der Meister den Spöttern: daß er dergleichen weder geglaubt noch gesagt. „Alles, was ich glaube“ — so fügte er hinzu — „ist dieses: daß eine Sprache, die grammatisch gelernt und gelehrt wird, beständiger und fester bleibe, als die dem unbeständigen Munde des Pöbels und den Ausschweifungen wilder Schriftsteller überlassene“. Es ist hier nicht der Ort, um diesem Hauptwerke des Philologen Gottsched eingehend gerecht zu werden*. Ich will nur in gedrängtester Kürze darauf hinweisen,

not täte, bei Gottsched in die Schule zu gehen und von ihm die Kunst zu erlernen, wie man seine Muttersprache mit Anmut und zugleich den Gesetzen der Logik entsprechend zu behandeln habe!

* Am eingehendsten und, wenn ich so sagen darf, gerechtesten hat Eugen Wolff über die Verdienste Gottscheds um die deutsche Sprache sich geäußert. Da Wolff in seinem, von einer großen Belesenheit zeugenden, sehr verdienstvollen Buche: „Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben“ (1895) sich ausschließlich mit den Sprachbestrebungen des Meisters beschäftigt; so ist es nicht überraschend, daß er, in hergebrachter Weise, für den Mann selbst immer noch eine ziemlich große Geringschätzung an den Tag legt; gern von dem „betriebsamen Manne“, dem „betriebsamen Eiferer“, oder wol auch von dem „selbstgefälligen Diktator“ und den „engen Schranken seines litterarischen

dafs dieses Grundlehrbuch nicht nur eine mit klassischer Schönheit und Klarheit geschriebene Grammatik enthält, sondern zugleich die erste Sammlung deutscher „Kernredensarten“*, ferner eine grundlegende Prosodie (bei deren Ausarbeitung er von dem Gedanken ausgegangen war, dafs „der Wohlklang der ungebundenen Schreibart eben sowohl eine Kenntniz des Tonmafses der Sylben erfordert, als die Döefie“), eine Entwicklungsgeschichte der Metrik und einen etymologischen Teil, in welchem er der Entwicklungsgeschichte der deutschen Sprache, der er schon in den „Beyträgen“ seine Kraft vorübergehend gewidmet hatte, die Bahn brach. Das Ganze aber sollte vor Allem die Herrlichkeit der von Deutschen und Nichtdeutschen so wenig geachteten deutschen Sprache offenbaren. Mit dem freudigen Stolz des Patrioten und des Wissenden weist er auf die drei Hauptvollkommenheiten unserer Sprache hin: auf ihren Reichtum an Worten, auf die Deutlichkeit ihrer Begriffe, auf den, ihr eigenen,

Begriffsvermögens“ spricht. Um so anerkennenswerter ist es jedoch, dafs Wolff die Seite der Lebensarbeit Gottscheds, die er wirklich kennt, vorbehaltlos in der ehrenfsten Weise beleuchtet. Er bekennt nicht nur offen, dafs Gottscheds „sprachlicher Gesichtskreis weit verzweigt“ war, dafs er einen „weiten Blick“ besafs und keinen „blofsen Sprachmeister alten Stils“ vorstellte; er rühmt ihn auch als den revolutionären Fortentwickler der Sprache, der „beherzt mit der einseitigen Berufung auf Luther bricht“ und sich selbst bei der „historischen Würdigung der Sprachbedeutung Luthers“ von „Überschätzung frei hält“. Er erteilt Gottsched das Lob, dafs er „siegreich den Kampf gegen die Kanzleisprache geführt hat“; dafs er „im zweiten und dritten Viertel des Jahrhunderts als bedeutendster Vorkämpfer des Hochdeutschen in Oesterreich wirkte“; dafs es „in erster Linie seine Tätigkeit war, welche die Annäherung der Schweiz an die gemeindeutsche Schriftsprache beschleunigte“. Ja, selbst der Charakter, die stets auf das Sachliche gerichtete Natur Gottscheds, tritt ihm hier anders entgegen, als sie für gewöhnlich dargestellt werden; und ehrlich spricht er es aus, dafs in allen die Sprache betreffenden Angelegenheiten (eben den einzigen, die Wolff näher kennt) „die Polemik weniger seine Sache war als die Durchführung bestimmter allgemeiner Grundsätze“. Wol meint Wolff, dafs Gottscheds Grammatik „mit Kritik aufgenommen werden mufs“ — aber das versteht sich bei wissenschaftlichen Werken der Vergangenheit von selbst. Die „wissenschaftliche Zuverlässigkeit“ der „Sprachkunst“ wird deshalb nicht geringer, weil sie später manche Berichtigung erfuhr. Zu ihrer Zeit war sie, trotz mancher Mängel, das bedeutendste Werk ihrer Art, das vor allem ganz neue Ideen in die Welt brachte — Ideen, die niemals veralten werden.

* In ihr brachte er unter Anderm auch das, von Luther herrührende, längst vergessene Wort: „Die Kunst geht nach Brod“ neu zu Ehren; sodafs Lessing es später in seiner „Emilia Galotti“ verwerten konnte.

Vorzug, nachdrücklicher Kürze, vermöge deren man „mit wenigen Worten viele Gedanken entdecken kann“. Man glaubt ihn jubeln zu hören, wenn er nachweist, daß unsre Sprache „in Ansehung der Kunstwörter viel reicher ist, als die der Lateiner, Franzosen und Engländer“, daß sie auch in dieser Beziehung nur mit der griechischen zu vergleichen sei.

In der „Sprachkunst“ steht übrigens, was nicht unerwähnt bleiben darf, der Meister des Stils und der Rechtschreibung auf seiner höchsten Höhe. Von seinem ersten Auftreten an, hatte Gottsched um diese zwei, damals noch ganz im Argen liegenden, Güter gekämpft. Es läßt sich verfolgen, wie er mit jedem neuen Buche sich dem ihm vorschwebenden Ideale nähert; es läßt sich beobachten, wie er nicht nur mit sich und dem Geist, den inneren und äußeren Formen der Sprache, sondern auch mit dem Buchdrucker und Setzer ringt. Schon in den „Beyträgen“ ist nahezu Alles Altmodische, Umständliche und Überflüssige, das auch der, an und für sich bereits glänzenden, Prosa des jungen Schriftstellers noch angehaftet hatte, überwunden. Aber erst in der „Sprachkunst“ erscheint die deutsche Sprache in Beziehung auf Satzbildung, Wortbildung und orthographische Reinheit vollendet. Erst das Deutsch der „Sprachkunst“ wurde das Deutsch, das wir, von kleinen unwesentlichen Abänderungen und, leider! Verschlechterungen abgesehen, bis auf den heutigen Tag reden und schreiben. Und wenn Gottsched kein anderes Verdienst hätte, als dieses: so müßte er schon deshalb von uns den größten Männern unsres Volkes zugezählt werden. Es gibt nichts Höheres, Heiligeres für ein Volk, als seine Sprache. Wem aber sollten die Deutschen bis in alle Zukunft danken, wenn nicht dem Einen, der ihre Sprache zu jener Gesetzmäßigkeit, Schönheit und Vollendung brachte, durch welche sie befähigt wurde, großen Dichtern und Denkern als gefügiges Werkzeug zu dienen, ihren Vorrang vor allen lebenden Sprachen der Welt durchzusetzen?! —

Der „Deutschen Sprachkunst“, die in wenigen Jahren 5 Auflagen erlebte, in fast alle Sprachen übersetzt wurde (ins französische sogar zweimal) und selbst noch lange nach Gottscheds Tode ein vielbegehrtes Buch blieb (ich habe nicht feststellen können, ob die, 1776 erschienene, sechste Auflage die letzte ist),

ließ er zunächst eine Übersetzung der „Geschichte der königlichen Akademie der schönen Wissenschaften zu Paris“ folgen, und förderte dieses Riesenwerk (unterstützt von seiner gewandten Gattin) auf acht große Bände*, die „unzählige Abhandlungen aus allen freyen Künsten, gelehrten Sprachen und Alterthümern“ enthielten, d. h. etwa 500 Essays über die verschiedenartigsten wissenschaftlichen und litterarischen Dinge, welche im Laufe von vielen Jahren durch die Pariser Akademie veröffentlicht worden, der deutschen Welt (zum Teil auch den Gelehrten) aber noch ganz unbekannt geblieben waren. Auf diese Weise sah sich Deutschland plötzlich mit einer Fülle von Wissen beschenkt, dessen ursprünglicher Wert durch die gelehrten, den Original-Text vielfach berichtigenden oder erweiternden, Anmerkungen Gottscheds noch vergrößert wurde. Auch an gut ausgeführten Bilder- tafeln fehlte es nicht — und vor allen Dingen ließ Gottsched keine Gelegenheit unbenutzt, um das Selbstgefühl und Selbstvertrauen der Deutschen zu stärken; versäumte er es nicht, während er ihnen den gediegensten Lehrstoff zuführte, zugleich auch ihre sittliche und materielle Kultur zu fördern. Ja, er hielt es nicht unter seiner Würde, der verarmten Provinz Ostpreußen einen Weg zu weisen, auf dem sie zu größerem Wohlstande gelangen könnte. Er riet den Samländern, den seit Jahrhunderten vernachlässigten Heringfang, wie er bei den alten Preußen geblüht hatte, im großen Stile wieder aufzunehmen (VIII. S. 313); und gab hierdurch eine Anregung, die später so segensreich für das ganze Königreich wurde.

Aber während er noch mit diesem großartigen Unternehmen beschäftigt war, gründete er (1751) eine neue Zeitschrift („Neuestes aus der anmuthigen Gelehrsamkeit“), die man für eine lebendige, und vor allem, für eine ursprünglich deutsche Ergänzung jenes Sammelwerks ansehen darf. Ihr fehlte vielleicht in Diesem und Jenem die urwürdhige Frische der „Beyträge“; aber sie wurde in noch höherem Grade, als diese, für die Bildung unsres Volkes bedeutsam: weil Gottsched in ihr die (bereits 1725 in den „Ver-

* Den 1. Band (1749), dem zugleich eine wertvolle Vorrede mitgegeben wurde, übersetzte G. selbst. Dann löste die Gottschedin den von anderen Arbeiten und Geschäften fast erdrückten Mann ab und lieferte die Übersetzungen der nächsten Bände (1750—56). Den 9. Band (1757) übersetzte J. J. Reiske.

nünftigen Tadlerinnen“ und 1726 in den Anmerkungen zu Fontenelles „Gesprächen von mehr als einer Welt“ begonnene) Popularisirung der Naturwissenschaften (die Astronomie mit einbegriffen) im großen Stil fortsetzte. In ihr finden wir die Vorbilder für Lichtenbergs populäre Darstellungen — und es läßt sich gar nicht abschätzen, was unser Volk in dieser Beziehung Gottsched verdankt.

Allen diesen gewaltigen Leistungen des Unermüdlichen folgten dann noch das „Handlexikon der schönen Wissenschaften“ [der „Neue Bücherfaal der schönen Wissenschaften“, dessen 10 Bände Alles übertrafen, was damals für die Wiederauferstehung der alten Denkmäler unsrer Litteratur geleistet wurde, in welchem er „für die Herausgabe deutscher Dichter eine Forderung erhob, welcher eigentlich erst unsre Zeit gerecht wurde“ (Manich) erschien 1745—1750]; der „Nöthige Vorrath zur Geschichte der dramatischen Dichtkunst“, ein „Quellenwerk ersten Ranges, das oft von Jenen geplündert wurde, die den Verfasser nur zu schmähen wußten“ (Manich); die erste Übertragung des „Reineke Fuchs“ u. A. m. Zu dem Allen gründete er (1752) die „Gesellschaft der freyen Künste“ (die bald ein so hohes Ansehn erlangte, daß sich selbst Franzosen um die Mitgliedschaft bewarben) und fand noch Zeit, in einer Reihe von Städten deutsche Gesellschaften begründen zu helfen und tatkräftig zu fördern.

Das Volk aber, für das er alle diese schier unübersehbare Arbeit leistete, dankte ihm schlecht, Ja, je mehr sein Ansehen im Auslande wuchs, je mehr man namentlich in Frankreich dem „Maître allemand“ huldigte und, auf Grund seiner Bemühungen, sich ernsthaft mit der deutschen Sprache zu beschäftigen anfieng; desto verächtlicher behandelte man ihn im Vaterlande; und es fällt einem Deutschen schwer, über die Mißhandlungen, welche der einzige Mann von gewissen Zeitgenossen, und sein Andenken bei der Nachwelt erfuhr, nicht in einen Zorn zu geraten, der sich leider auch gegen Männer richten mußte, die wir zu verehren gelernt haben.

Gottsched war mittlerweile 62 Jahre alt geworden, als ihm die treue Lebensgefährtin, die seine verständnisvolle Schülerin und unermüdliche Mitarbeiterin gewesen war, entrissen wurde. Seine Vereinsamung wuchs. Am 1. August 1765 verheiratete er

sich zwar noch einmal*; aber seine Gesundheit war bereits gebrochen** — am 12. Dezember 1766 schloß er die hellen Augen für immer***. Sein Tod riß ebensowenig eine Lücke, wie etwa der Tod Bismarcks; der ebenfalls das Unglück erleiden mußte, länger zu leben, seine Überlegenheit länger fühlbar zu machen, als es seinen Gegnern recht war. Auch Gottsched war, nicht eigentlich überflüssig (denn eine Persönlichkeit seiner Art, tut einem edlen Volke immer not), aber doch anscheinend entbehrlich geworden. Er hatte sein Volk auf eine Höhe gehoben, wo es seiner Führung nicht mehr zu bedürfen schien. Auch waren nur die besten Köpfe jener Zeit im Stande, seine universelle Lebensarbeit zu würdigen; und bei der, nach seinem Tode schnell wieder einreisenden, Entnationalisierung des Volkes, war an eine gerechte Beurteilung seines Wirkens gar nicht mehr zu denken. Lessings Witz hatte ihm zudem für Generationen hinaus so empfindlich geschadet; daß bei der, in Deutschland nun einmal herrschenden, Unlust, sich mit Büchern zu beschäftigen, die nicht alle Tage laut gerühmt werden, von einer Berichtigung des Urteils über einen der größten Wohltäter unseres Volkes keine Rede mehr sein konnte. Im Gegenteil: von Generation zu Generation steigerte sich die künstlich genährte Verachtung, mit welcher

* Die zweite Frau war ein Fräulein Ernestine Susanna Katharina von Neunes, die Tochter eines gothaischen Oberstleutnants. Die Hochzeit fand in Camburg statt.

** Schon in der Vorrede zur 5. Aufl. der Leibnizischen „Theodicee“ (1763) spricht Gottsched von seinem „herannahenden Abschiede aus der Welt“; er muß also schon damals sein nahes Ende geahnt haben und heiratete wol nur noch einmal, um nicht ganz verlassen zu sterben. Es darf der jungen, ihm innerlich ganz fern stehenden, Frau nachgerühmt werden, daß sie dem Sterbenden eine liebevolle, treue Pflegerin war.

*** Aus dem Leichenbuche des Johannis-friedhofes, das sich im Leipziger Stadt-Archiv befindet, habe ich, unter gütiger Beihilfe des Herrn Professors Gustav Wustmann, ersehen, daß Gottsched am 15. Dezember 1766 im Paulino beigesetzt wurde. Über die Begräbnisfeierlichkeit habe ich nichts ermitteln können. Auch in den „Leipzigerischen Jahrbüchern“ des damaligen Universitätspedells Riemer (die bis zum Jahre 1771 geführt sind) soll, nach Herrn Professor Wustmanns bestimmter Versicherung, keine Nachricht darüber zu finden sein. Da mir leider diese Jahrbücher für meine Forschung nicht zur Verfügung gestellt wurden; so muß ich mich auf die Versicherung des Herrn Stadtarchivars verlassen: was ich um so lieber tue, als ich keinen Grund habe, an der Zuverlässigkeit dieses gewissenhaften, seine Archivschätze so eifervoll hütenden, Gelehrten zu zweifeln.

Reichel, Gottsched.

man auf Gottsched zurückblickte; und Franz Horn traf das Richtige, als er im zweiten Bande seiner „Poesie und Beredsamkeit der Deutschen“ sagte; „Nie, so lange es eine Litteratur gibt, ist Jemand ärger und öfter gescholten worden als Gottsched; und selten trieben die Scheltem ihr Geschäft so con amore, als in Beziehung gegen ihn.“ Ein unbefangenes, unparteyisches Urteil über den geistigen Reformator unseres Volkes sucht man jedenfalls bei allen neueren Litterarhistorikern vergebens. Man hat sich gewöhnt, in dem großen Propheten und Bahnbrecher einer neuen Zeit den Totengräber einer alten Zeit zu erblicken; und das Aufblühen der, durch Gottscheds Wirken erst ermöglichten, „klassischen“ Litteratur (die der Meister, wenn er sie erlebt, trotz des vielen Unfertigen, trotz der, sie anfangs beherrschenden, ihm so verhassten, weibischen Sentimentalität, gewiss freudig begrüßt hätte; wenn auch nicht als die abschließende, so doch als die beginnende Erfüllung seiner Verheißungen, als die erste Blüte an den Sträuchern und Bäumen, die er mit so großer Besonnenheit gepflanzt hatte) gab den Feinden des freien und kühnen Denkens die erwünschte Gelegenheit, das sogenannte „klassische Zeitalter“ in den schroffsten Gegensatz zur Gottsched-Periode zu stellen. Wol war ein solcher Gegensatz vorhanden; aber er bestand eigentlich nur darin, daß die weniger gelehrten, einen engeren Gesichtskreis beherrschenden „Klassiker“ von der Höhe der durch Gottscheds Genie geschaffenen Tendenzen (und nicht etwa nur seiner Frauen-freundlichen Tendenzen), zum Schaden für die gesunde geistige und sittliche Weiterentwicklung unseres Volkes, hinabsanken und dafür die eine ästhetische Tendenz über Gebühr betonten. Auch dadurch wurde die Möglichkeit einer gerechten Würdigung der Lebensarbeit Gottscheds erschwert; der, bei aller kraftvollen Förderung des ästhetischen Sinnes, doch nie vergessen hatte: daß ein gesundes, ein starkes Volk noch andere Aufgaben zu erfüllen habe, als nur ästhetisch-litterarische. So wirkte denn Alles zusammen, um Gottsched seinem Volke zu entfremden; und selbst trotz Danzels (allerdings auch noch sehr befangenem) Eintreten für den Geschafften und von Keinem wirklich Gehannten, kamen die Litterarhistoriker über ein gewundenes Anerkennen einiger negativer Verdienste Gottscheds nicht hinaus. Der Mann, von dem Kästner einst gesagt

hatte, daß er „zu 13 Herculestaten stark genug war“; der Mann, der es, nach desselben Kästners Bekundung, dahin brachte, „daß die Leute anfangen, deutsch und vernünftig zu schreiben“, wurde — wie er anfangs von den Scribenten verhöhnt und verleumdet worden war, die „ganz Deutschland nur las, weil es Gottsched kannte“, die „ihren vergänglichen Ruhm nur dem zu danken hatten, den sie verspotteten“ (Kästner) — nun auch von den literarischen Wortführern der Nachwelt mit einer Geringschätzung behandelt, die durch nichts, aber auch durch gar nichts entschuldigt werden kann. Da sollte bald der Gewaltige, der tatsächlich auf allen irgendwie bedeutsamen Gebieten entweder die ersten Anregungen gegeben hatte oder doch ein kraftvollster Fortentwickler gewesen war, sich „nicht geschämt haben, die Albernheit zu begehen, bei jedem Fortschritt der Litteratur sich die Intention anzumassen“ (Hillebrand); bald sollte seine „Verschuldung“ darin bestanden haben, daß er „in engherziger Weise die abstracte Regel dem gegenüberzustellen versuchte, was über die bloße Regel hinausgieng“ (Danzel-Döring); bald sollte der Lyriker, über den das letzte Wort noch gar nicht gesprochen ist*, „mindestens nichts weniger als ein Dichter gewesen sein, obschon ihn seine Eitelkeit fortwährend spornte, auch in dieser Sphäre glänzen zu wollen“ (Döring). Und wie viel Tinte ist nicht allein, seit Lessings Verspottung des „servilen“ Poeten, über den „Servilismus“ des aufrechten, stolzen Denkers vergossen worden, der über das Treiben der Höfe und des Adels, bei aller Vornehmheit in der Form, so ziemlich das Rücksichtsloseste geäußert hat, was bis auf die jüngste Zeit von demokratischer Seite darüber gesagt worden ist; und der nur, um seine kühnen, der trägen und stumpfen Welt unbequemen, Ideen wenigstens ungestraft aussprechen zu dürfen, den Schutz der Mächtigen suchte; aber auch dann noch den Großen dieser Erde sehr viel männlicher gegenübertrat, als alle Gelehrten und Ungelehrten seiner Zeit**. Selbst

* Ich bin absichtlich in dieser „Skizze“ nicht auf Gottscheds Lyrik eingegangen, weil über diese mit wenigen Worten nichts gesagt werden kann, was dem herrschenden Vorurteile gegen den Dichter Gottsched Stand halten könnte.

** Es lassen sich wol aus manchen „Widmungen“ und Gedichten Gottscheds Stellen herausfinden, die heute nicht mehr nach unserem Geschmacke sind und uns bedientenhaft klingen. Wir dürfen aber nicht vergessen, daß solche

der Ernst seiner Aufklärungsbestrebungen ist, zu Gunsten Lessings, bis in unsere Tage herein verdächtigt worden; obwol sein ganzes Leben eigentlich vorzugsweise diesen Aufklärungs- und Volksbildungsbestrebungen gewidmet war; obwohl er neben hundert anderen Arbeiten auch die wahrhaft herculische Arbeit übernahm, die vier riesigen foliobände des Bayle'schen Wörterbuchs dem deutschen Volke zugänglich zu machen; wenngleich sich daran Gefahren für ihn knüpften, die er nur durch die geschickteste Taktik von sich fern zu halten vermochte.

Man steht völlig ratlos vor der Tatsache, daß der Mann, dessen Lebensarbeit, je mehr man sie kennen lernt, desto bewunderungswürdiger erscheint; dessen Gelehrsamkeit, dessen Bescheidenheit und vornehme Gelassenheit über jedes Lob erhaben sind: von Leuten, die tief unter ihm standen, zu einem eitlen, unwissenden und anmaßenden Pedanten gestempelt werden konnte, ohne daß ein Mensch in Deutschland ernsthaft dagegen Einsprache erhob. Man schämt sich als ehrlicher Deutscher für Generationen unseres Volkes, daß diesem größtten, umsichtigsten und weitestschauenden Patrioten, der „Deutschlands alten, zur Freyheit geneigten großen Geist“ in uns neu lebendig machen wollte, eigentlich nur das Schlechteste nachgesagt wurde; daß dieser sittlichste unserer großen Männer sogar für einen unsittlichen Patron gelten mußte.* Wahrlich, das deutsche Volk hat, ohne zu wissen,

Wendungen im Charakter der Zeit lagen und als äußerliche Form von Jedem, zumal von einem Staatsbeamten, der Gottsched als Universitätslehrer doch immerhin war, festgehalten werden mußten. Nicht auf solche, dem Charakter der Zeit entsprechende, Auszerlichkeiten muß man sehen, wenn man den Charakter des Mannes beurteilen will. Der Charakter Gottscheds war so stolz, so von Grund aus königlich, daß er für jene Zeit geradezu für ein Wunder gelten darf. Jedenfalls hat Gottsched sich nie als „Knecht“ gefühlt, und, soviel ich weiß, auch nie sich als solcher gezeichnet. Wol aber wissen wir, daß ein so vornehmer Mann, wie der unabhängige Majorats- und Freyherr von Schönaich, in fast allen seinen sehr zahlreichen Briefen (nur einige wenige ausgenommen) sich als „unterthänigster Knecht“ vor dem schlichtbürgerlichen Universitätsprofessor demüthigte. Ich meine, diese Haltung des Aristokraten gegenüber dem „Plebejer“, in welcher die socialen Verhältnisse geradezu auf den Kopf gestellt erscheinen, spricht so deutlich, daß ich mir alles Weitere ersparen kann.

* Johann Heinrich Schlegel wagte es 1770, in der Lebensbeschreibung seines Bruders Johann Elias Schlegel, nicht nur, dem großen Lehrer seines reichbegabten Bruders jedes höhere Verdienst abzusprechen;

was es tat, schwer gesündigt an dem großen Vaterlandsfreunde, dessen ganzes Wirken und Schaffen auf dem Boden des nationalen

sondern er entblößte sich auch nicht, dem Toten die bittersten Schmähungen ins Grab nachzusenden. Es heißt unter Anderem in seinem, zur größeren Ehre seines Bruders und Bodmers geschriebenen Büchlein: „Gottsched hat sich noch tiefer erniedrigt und sozusagen um Einsicht und Ruhm geschrieben, indem er alles mit den Augen der Parteilichkeit ansah, lobte, was ihn lobte, verachtete, was nicht deutsch und nicht aus seiner Schule war . . . Kurz, er ist für Diejenigen, die sich in schönen Wissenschaften hervorthun wollen, und auch für die Kunstrichter, die ihn seit langer Zeit so unbarmherzig verspotten, ein warnendes Beyspiel, daß ein edles Herz vielleicht ohne einen guten Geschnack, dieser aber nicht in die Länge der Zeit und in seiner vollen Reinheit, ohne jenes bestehen kann.“ So hat man es immer gemacht, zumal in Deutschland! Wenn man einem verhassten, aber großen Gegner nicht anders beikommen konnte: so dichtete man ihm ein schlechtes Herz an. Das wirkte ja noch stets auf das „Gemüt“ der Philister. Dieses schlechte Herz Gottscheds hat denn auch bis in die neueste Zeit seine Rolle spielen müssen; und selbst Robert Prutz, der doch ein ziemlich wohlwollender Beurteiler Gottscheds war und meinte, daß seine Verdienste um die deutsche Litteratur „in der That die größten und unvergänglichsten“ seien, schreckte nicht davor zurück, seinem Charakter ohne jede Begründung das denkbar übelste nachzusagen. Er schreibt auf Seite 230 seiner „Gesch. d. d. Theaters“ (1847): „Wovon wir ihn nicht freisprechen, wogegen wir ihn nicht einmal entschuldigen können, und weshalb die Schmach, die sein Andenken im großen Publikum noch heute bedeckt, in der That keine unverdiente ist, das ist, daß er zuerst in der deutschen Litteratur ein Beispiel gegeben, wie wissenschaftliches Ansehen und litterarischer Einfluß sich ausbeuten lassen zu unsittlichen Zwecken, Zwecken des Egoismus, der Eitelkeit, der Anmaßung. Gottsched ist der wahre Vater litterarischer Coterien in Deutschland, das heißt, Verbindungen, die auf dem faulen Boden gemeinschaftlichen Eigennutzes, gemeinschaftlicher Selbstsucht ruhen.“ Und auf Seite 231 heißt es gar: „Er übte jene erbärmlichen Künste litterarischer Klatschsucht, jenes System der Unwahrheit, der Lüge, der Verdächtigung, das seitdem eine so unselige Vollständigkeit bei uns gewann.“ — „Er zerriß den keuschen priesterlichen Schleier, der die Litteratur bis dahin, vor den Augen der Menge wenigstens, bedeckt hatte, und zeigte, daß sie auch ein bestechliches Weib sei.“

Man sollte nun meinen, daß ein Mann, der, wenn auch in einem sehr zweifelhaften Deutsch, über eine geschichtliche Persönlichkeit solch ein geradezu ungeheuerliches Urteil öffentlich ausspricht, wenigstens den Versuch machen müßte, dieses Urteil zu begründen. Aber wir suchen in dem ganzen, im übrigen leidlich verdienstvollen, Buche vergebens nach dergleichen; und es wäre Herrn Prutz auch schwer gefallen, Beweise für seine maßlosen Beschuldigungen zu liefern. Das Gegenteil von allem dem ist nämlich die Wahrheit: Gottsched war nie ein Cliquenmensch im schlechten Sinne; er war nur der Führer einer jungen Generation und war es aus den edelsten Beweggründen. Erst als die inferioren Geister sich gegen sein Genie verbanden, kam die „Clique“ in Deutschland litterarisch zur Macht; und die „Clique“, die „litterarische Coterie“ war es, der Gottsched zum Opfer fiel. Wie furchtbar oberflächlich

Gedankens stand; der selbst den unscheinbarsten Dingen durch diese Beziehung auf das allgemeine Volkswohl einen Schimmer von Idealität zu verleihen wußte; der ohne die wahrhaft rührende Liebe zu Volk und Vaterland vielleicht ein Gelehrter geworden wäre, wie tausend andere; schwerlich aber den, man darf sagen: leidenschaftlichen Trieb in sich entwickelt hätte, sein Leben der schönsten, jedoch, wie wir wissen, undankbarsten Aufgabe zu widmen. Er wollte das in tieffter Ohnmacht und Selbstverachtung dahinsiechende deutsche Volk zu jenem Ansehen in der Welt bringen, welches es, seiner Meinung nach, verdiente. Ohne blind gegen die Schwächen seines Volkes zu sein, erkannte er doch die großen Eigenschaften und Vorzüge dieses Volkes; die es bei richtiger Führung und Auszubildung befähigen mußten, eine herrschende Stellung im Rate der Völker einzunehmen. Deshalb wurde er nicht müde, den Deutschen die Größe ihrer politischen und litterarischen Vergangenheit, die Schönheit, den Reichtum ihrer Sprache zum Bewußtsein zu bringen; die deutsche Sprache von allem ausländischen Ballast zu reinigen und logisch zu vervollkommen. Deshalb faßte er den Gedanken, eine allgemeine deutsche Litteratur zu schaffen; um die Deutschen allen anderen Völkern wenigstens durch ihr Schrifttum überlegen, sie zu einem wahrhaft sittlichen Volke von Denkern und Dichtern zu machen. Deshalb war er, lange vor Kant und in einem viel freieren Sinne als dieser, ein begeisterter Vertreter des kate-

und eben deshalb tadelnswert leichtfertig das Urteil Prutzens ist, erhellt am deutlichsten aus der komischen Behauptung: daß Gottsched „den keuschen priesterlichen Schleier zerriß, der die Litteratur bis dahin, vor den Augen der Menge wenigstens, bedeckt hatte.“ Prutz scheint wirklich keine Ahnung von dem Zustande des litterarischen Lebens in Deutschland vor dem Auftreten Gottscheds gehabt zu haben; denn sonst hätte er wissen müssen, daß gerade Gottsched der zuchtlos gewordenen, damals überhaupt noch in den Kinderschuhen stekenden, deutschen Litteratur erst Charakter, moralischen und künstlerischen Geist einflößte; daß er der Erste in Deutschland war, der auf die hohe Würde der Poesie, auf die Heiligkeit des wahrhaften Poeten hinwies; der den Gelehrten- und Schriftstellerstand durch seine stolze und tief sittliche Persönlichkeit adelte.

Aber ich habe heute wol nicht mehr nötig, mich über Oberflächlichkeiten dieser Art zu erregen, mit schwerem kritischen Geschütz gegen sie anzukämpfen. Nur berücksichtigt müssen auch sie werden; damit das deutsche Volk erkenne, auf wie leichtfertige, d. h. wahrhaft unsittliche, Art gegen Gottsched bis in die jüngste Zeit hinab gekämpft worden ist.

gorischen Imperativs, den man uns Deutschen heute so gern verdächtigen möchte. Deshalb wollte er, wie Döring sehr treffend sagt, deutsche Originalwerke „geradezu hervorzwingen“. Deshalb wurde er nicht müde, den Deutschen die Schwächen des französischen Volkes und seiner von ihnen so maßlos überschätzten Litteratur aufzudecken. Deshalb wurde er, der die guten Eigenschaften der Franzosen, wie kein Anderer, zu würdigen wußte, zum Franzosenfeinde; der jede Annäherung des eitlen, sich uns weit überlegen dünkenden „Galliers“ mit männlichem Stolz zurückwies; der den übermütigen Nachbar zum „Erbfeind“ stempelte, dem das Elsaß wieder entrissen werden mußte, dessen Grenzen nie den Rhein erreichen dürften. Hier sprach der Politiker in Gottsched, der nur deshalb hinter dem Schriftsteller, dem Gelehrten, dem Dichter und Philosophen zurücktreten mußte, weil ihm keine ausreichende Gelegenheit geboten wurde, sich zu betätigen.* Es mag seltsam klingen;

* Zu dem Bilde, das die Litteraturgelehrten uns von Gottsched zu construiren gewußt haben, um nur ja das ebenso künstlich construirte Bild des mythischen Lessing nicht in Gefahr zu bringen, gehört auch der vollständige Mangel eines politischen Sinnes, der den „bornirten Schulmeister“ auszeichnet haben sollte; und Danzel, der doch die 4700 an Gottsched gerichteten Briefe (den Schatz der Leipziger Universitätsbibliothek) gewissenhaft durchforschte, wußte deshalb sehr gut, was er tat, als er (a. a. O. S. 279) erklärte: „Es ist unglaublich, aber es ist wahr, daß in diesem bändereichen Briefwechsel kaum eine oder zwei Äußerungen politischer Art vorkommen.“ Nun wäre es zwar nicht gerade „unglaublich“, wenn in mehr als 30 Jahren in nahezu 5000, von gebildeten und gelehrten Männern herrührenden, Briefen höchstens zwei Äußerungen politischer Art vorkämen; denn Gottsched war Schriftsteller und Universitätslehrer und nicht Parteymann oder Minister; und wer sich an ihn wandte, wollte dem großen Gelehrten, dem berühmten Litteratur-Diktator huldigen. Wäre also in diesem „Briefwechsel“ auch nicht eine Äußerung politischer Art zu finden: so brauchte man sich darüber eben so wenig zu wundern, wie etwa darüber, daß in dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe nur von litterarischen und ästhetischen Dingen die Rede ist. Was aber werden meine Leser sagen, wenn ich dem Satze Danzels: „Es ist unglaublich, aber es ist wahr“, ein: „Es ist nicht wahr!“ entgegenstelle? Es ist nämlich wirklich nicht wahr, daß in den an Gottsched gerichteten Briefen höchstens zwei Äußerungen politischer Art vorkommen; sind deren auch nicht übermäßig viele: so sind ihrer doch genug, um die Behauptung Danzels als leichtfertig erscheinen zu lassen; und zumal die Persönlichkeit, die wechselnden Geschehnisse Friedrichs II., sie spielen von 1740 an eine sehr bemerkenswerte Rolle sowol in den paar uns von Gottsched erhalten gebliebenen, als in den an ihn gerichteten Briefen. Ich kann hier natürlich auf diese zeitpolitischen

aber es muß doch offen ausgesprochen werden: daß Gottsched, der als Litteraturmann ein Taktiker ersten Ranges war, als

Motive nicht eingehen; will aber wenigstens zwei der interessantesten, sich auf den großen Preußenkönig beziehenden, Briefstellen mittheilen. Die eine befindet sich in einem aus Wien, 1740, 31. Dezember datierten Schreiben von L. H. Suske und lautet: „Es ist hier in allen Stücken in der Politik, in der Ökonomie, in der Policy, eine klägliche Verfassung u. s. w. Europa ist wohl seit vielen Jahrhunderten nicht in so verwirrten Umständen gewesen, als jetzt. Wer weis, wenn es wieder in Ordnung kommt! Anfänglich fürchtete man hier nichts als Bayern: jetzt aber setzt Preußen Alles in Schrecken, und in der That hat man Ursache, sich vor einem so großen und mächtigen Monarchen, welcher dazu kein Sklave von seinem Wort ist, zu fürchten. Nachgerade machet man sich auch aus diesem Feinde nicht viel mehr; wosern sich nur nicht mehrere hervorthun, die man noch izzt für Freunde hält, und von deren weitausschauenden Anschlägen man schon ziemliche Vermuthungen hat. finden sich sonst keine Feinde, so wird man den Preußen leicht Widerstand thun.“

Die andre stammt aus Braunschweig 1742, 13. Juli und rührt von einem Secretär E. F. Gräfe, einem Preußen, her: „Ich statte Ew. Hochedelgebohren für dero patriotischen Glückwunsch den verbundensten Dank ab, und gratulire Ihnen gleichfalls von Herzen zu einem so vortheilhaften Frieden, welchen sich unser gnädigster angebohrner Landesvater durch Tapferkeit und Klugheit erfochten und erworben hat. Ich freue mich insonderheit, daß er aller Freunde Hoffen, und der Einheimischen Wünsche bey weitem überstiegen, es mag nun dazu sauer sehn, wer nur will. Genug, er hat es; und keiner wird es ihm, so leicht, nehmen, weil er seinen Neidern und Feinden eine harte Nuz nach der andren vorsetzen wird, wenn ihnen ja einmal die Luft ankommen sollte, das Verlohrne wieder zu erobern. Frankreich wird diesen kleinen Philosophen allemal fürchten, und ihm vergeblich Fallstricke legen, so listig und verschmitzt es auch immer seyn kann. Ganz Deutschland ist nunmehr preuszisch gesinnt; so sehr steht es ihn nunmehr als seinen einzigen Retter an: ja, was noch mehr, mein Baron ist ebenfalls erzpreuszisch geworden, so hartnäckig er sonst auch war, ihm ehemals Glück und Segen zu gönnen . . . Von hieraus kann ich Ihnen weiter nichts melden, als daß die hannöverschen Truppen in der stärksten Bewegung sind, nach Westphalen und besonders nach den Clevischen Landen aufzubrechen, und Preußen beyzustehen, im Falle Frankreich Rache üben möchte. Unser Hof möchte auch wohl einige Regimenter an die Holländer überlassen, und der geringste in Niedersachsen meynet berechtigt zu seyn, dem Erbfeinde Deutschlands den Hals zu brechen; sollte gleich zur Aufmunterung ihrer Tapferkeit nicht ein Tropfen Mumme übrig bleiben. Man hat sogar schon sagen wollen, als wenn Maillebois das preuszische Minden weggenommen hätte; und beynahe hätten wir es gewünscht, damit der König nur recht wider Frankreich aufgebracht würde. Doch diese Zeitung ist falsch befunden worden.“

Namentlich aus diesem zweiten Schreiben erkennt man deutlich, wie Gottsched bemüht gewesen ist, sich durch die dazu geeigneten Correspondenten politisch auf dem Laufenden zu erhalten. Das Auftreten Friedrichs mußte

Staatsmann zweifellos nichts Geringeres geleistet hätte. Ja, wenn er in der, an den Hofdichter Joh. Ulrich König gerichteten, Widmung des „Biedermannes“ (1728) davon spricht, daß er als Journalist „die angefangene Arbeit fortsetzen, und der Welt so lange auf diese Art dienen“ wolle, bis man ihn „tüchtig finden werde, solches auf eine andere Weise zu thun“; so scheint mir aus diesen merkwürdigen Worten der Wunsch hörbar zu werden, für sein Volk mit anderen Mitteln, als nur mit der Feder, zu wirken*. Wer Gottscheds Wesen kennt, wird einen solchen Wunsch für sehr natürlich halten und vielleicht sogar bedauern, daß er nicht in Erfüllung gieng. Gottscheds ganze Natur hatte etwas Imperatorisches an sich, das nur durch die hohe Weisheit und die sittliche Tiefe des Denkers gemildert wurde. Er war der geborene Herrenmensch, der es zwar nur

ihm ja auch ganz naturgemäß die höchste Theilnehmung abgewinnen; und so dürfen wir annehmen, daß in seinen, leider für uns verlorenen, Briefen Schätze auch in geschichtlich-politischer Beziehung zu finden sein würden. Was mag er schon allein über seine zwei mehrstündigen Begegnungen mit Friedrich II. an Vertrauenspersonen geschrieben haben! Und wie haben wir es deshalb zu beklagen, daß uns die Feinde Gottscheds, die ihn so vollständig in Verachtung zu stürzen wußten, auch um die Briefe dieses einzigen Mannes gebracht haben, denen nach 1766 natürlich kein Mensch mehr einen Wert beilegte.

* Noch deutlicher scheint mir dieser Wunsch, ja zugleich auch die Klage darüber, daß er nicht in Erfüllung gieng, aus folgenden, höchst bedeutungsvollen Sätzen herauszuklingen, die Gottsched 1743 in seiner Gedächtnisrede auf Copernicus aussprach: „Es ist eine gemeine, aber auch ungegründete Meynung, daß Leute, die sich den theoretischen Wissenschaften widmen, zu allen Welthändeln und wichtigen Geschäften untüchtig sind. Die berühmtesten Männer aller Zeiten, die nicht nur wegen ihrer Wissenschaften, unter die Zahl der Weisen gesetzt wurden, sondern auch wegen ihrer Klugheit in politischen Dingen Regenten ihrer Städte gewesen, sind bey den meisten in Vergessenheit gerathen. Man weiß es nicht mehr, oder will es nicht wissen, daß die bekannten sieben Weisen aus Griechenland nicht Schullehrer, sondern Gesetzgeber, Staatsmänner, Fürsten gewesen, welche die Wohlfahrt des gemeinen Wesens eben so wohl, ja wohl noch mehr, als das Wachsthum der Wissenschaften gefördert haben. Und daher kömmt es mehrmals, daß man bald die Gelehrsamkeit den Regenten für unnützlich, bald die Gelehrten zu Weltgeschäften für ungeschickt schätzt. Schädliches Vorurtheil! Wie oft hast du das wahre Heil der Staaten gehindert, wie oft auch wohl gar zu Grunde gerichtet!“ Wer weiß, was aus Sachsen geworden wäre: wenn Friedrich August sich entschlossen hätte, Gottsched zum Nachfolger eines Grafen Manteuffel, oder gar zum leitenden Staatsmanne seines Churfürstentums zu machen?!

achtzehn Mal zum Rector magnificus brachte; der aber unter anderen Verhältnissen eben so gut der Leiter eines großen Staatswesens hätte werden können. Hatte er doch nicht übel Lust, zu behaupten, daß ein Poet für einen Staat eben so wertvoll sei, wie ein Premierminister; galt ihm doch die Staatskunst als „der höchste Gipfel der praktischen Philosophie“. Und wenn er immer wieder nach einem deutschen Richelieu rief und nach deutschen Feldherren, zu deren Heranbildung er sogar eine deutsche strategische Litteratur in Anregung brachte; so geschah es doch nur aus einer klaren Einsicht in die Bedingungen, unter denen Deutschland allein zur Größe, zur politischen Macht gelangen konnte. freilich: ehe ein deutscher Richelieu, ein Bismarck seine Arbeit verrichten konnte, mußten ganz andere, viel schwierigere Arbeiten verrichtet werden; und alle diese Vorarbeiten verrichtete der große Volkspädagoge Gottsched, der nicht etwa nur ein Schulmeister und Stubenhocker war: sondern ein, das ganze Culturleben seines Volkes überschauender, bevorzugt praktischer, mit feinsten politischen Sinnen ausgestatteter, genialer Vollmensch. Ein Staatsmann durfte er nicht sein — so wurde der freie ein Journalist, ein Philosoph, Redner, Dichter, Bühnenreformer und ein akademischer Lehrer. Zu seinen Vorlesungen drängte sich nahezu das ganze bildungsbedürftige junge Deutschland im zweiten Drittel des achtzehnten Jahrhunderts; und man versteht nicht, mit welchem Rechte der vielfach doch herzlich pedantische Platen sich über „die Allongeperücke von Gottsched“ lustig macht und seinen Damon von der „Langeweile“ erzählen läßt, die er als Leipziger Student „sonderlich bei Gottsched“ gehabt habe, der dann von Schmuhl mit dem fleisfleinenen Professor Krug verglichen wird! Gerade das Gegenteile ist wahr: Gottsched war der Glanz der Leipziger Universität, dessen reiches Wissen, dessen feurige Seele ihn gar nicht in die Gefahr kommen ließen, langweilig zu werden. Seine Vorlesungen waren die besuchtesten, obwol er keine „Brodwissenschaften“ tractirte. Wenn er seine großen Reden hielt, so gab es für gewöhnlich kleine Revolutionen in Leipzig, die gelegentlich sogar seine Berufung an das Dresdener Inquisitionsgesicht zur Folge hatten. So war er auch als einfacher Gelehrter, der nie einen Orden eroberte und nie einen vornehmeren Titel als den eines Pro-

feffors, Doktors und Rektors trug*, das geistige Oberhaupt seines Volkes während eines Viertel-Jahrhunderts. Er war die Persönlichkeit, an welche das Ausland dachte, wenn es sich mit Deutschland beschäftigte. Er erzwang der deutschen Literatur und Sprache zum ersten Male die Achtung der fremden Völker und schuf den modernen Deutschen zum ersten Male eine

* Man wird in allen Büchern, die sich mit Gottsched beschäftigen, vergebens nach einem Worte der Bewunderung, ja auch nur der dürftigsten Anerkennung suchen für die Tatsache, daß der mit so vielen fürstenhöfen in Beziehung stehende Mann, der sogar von der stolzen Maria Theresia mit einer, ganz Europa in Erstaunen setzenden, Huld empfangen und selbst von der „Mißgunst der Ausländer unter die vorzüglichsten Seltenheiten des Jahrhunderts gezählt“ wurde (so schreibt Freiesleben aus Gotha, am 3. februar 1751), sich von allen Titeln und Orden rein zu halten wußte. Wenn man bedenkt, daß 50 und mehr Jahre später unsere „Klassiker“ sich zu Hofräten, Excellenzen u. dgl. m. stempeln, mit Orden behängen und sogar adeln ließen; obwol sie doch lange nicht in so intimen Beziehungen zu ihren fürstenhöfen standen (selbst die Beziehungen Goethes zu Carl August waren doch nur in jungen Jahren intimerer Natur), wie Gottsched zu einigen Höfen stand, deren allerhöchste Persönlichkeiten ihm freudig huldigten und ihm gewiß gern jeden bescheidenen Wunsch erfüllt hätten: so kann man nicht anders als mit Bewunderung zu dem, hoch über alle den Eitelkeiten der Welt stehenden, Manne emporblicken, dem kein fürst ein „von“, einen „Hofrat“ oder einen Orden zu schenken wagte. Es hätte ihm in den Jahren seines höchsten Glanzes überall nur ein Wort gekostet — und die Titel und Orden, ja zweifellos selbst das Adelsprädikat, wären ihm, so gut wie einem Wolf und anderen Gelehrten, ohne weiteres zugeslogen. Aber er hat einen solchen Wunsch nie laut werden, oder auch nur aus der ferne blicken lassen. Dagegen besitzen wir ein Zeugnis dafür, daß er selbst von dem größten Hofe Deutschlands einen Titel versmahnte. Als er nämlich 1749 die glänzende Aufnahme in Wien fand, faßte er den Plan, Erzieher der jungen Herrschaften des Kaiserhauses zu werden. Diesem Plan, oder Wunsch, lag eine große Absicht zu Grunde: Er, der ein Menschenalter hindurch die Jugend Deutschlands erzogen und gebildet hatte, wollte seinem Volke jetzt auch einen fürsten erziehen — als ein neuer Aristoteles seinen Deutschen einen neuen Alexander schenken. Daraus durfte natürlich nichts werden. Denn „daß ein Protestant die Kayserl. Herrschaften unterrichten sollte, würden die Gewissensräthe in alle Ewigkeit nicht zulassen“, meinte Löffkohl, ein dem Hofe nahe stehender Herr. Da der gute Mann, der ein sehr großer Verehrer Gottscheds war, jedoch voraussetzte, daß es dem, von ihm bewunderten, Meister nur auf irgend einen Titel ankäme: so teilte er Gottsched (jedenfalls nach vorher eingezogener Erkundigung) mit, daß es „viel leichter und thümlicher seyn würde, daß man E. H. den Titel eines Kayserl. Rathes über dergleichen geben könnte“. Gottsched aber gieng mit stolzem Schweigen über dieses Ansuchen hinweg; und Löffkohl wagte nie mehr, dem „Rektor aller Deutschen“ eine Standes-Erhöhung in Aussicht zu stellen.

geistige Heimat auf deutschem Grund und Boden. Er allein machte das aus sich und aus unserer Cultur, was für alle Zeiten die Bewunderung der Nachwelt verdienen wird. Denn Alles was er wurde und wirkte verdankte er sich selbst und vielleicht auch ein wenig dem Umstande, daß er, der Ostpreuße, in Sachsen, in Leipzig sein eigentliches Vaterland finden durfte. Jedenfalls hat er seiner Wahlheimat bis ans Ende seiner Tage die treueste Dankbarkeit bewahrt und ihren zwei Hauptstädten in gebundener und ungebundener Rede Denkmäler gesetzt. Nach Dresden,

„wo seit vielen Zeiten
Kunst und Wissenschaft und Macht,
Schönheit, Artigkeit und Pracht
Neidisch um den Vorzug streiten“

führte ihn zwar für gewöhnlich nur die Nötigung, sich vor dem gestrengen Kirchentribunal zu verantworten. In Leipzig aber, das er als „Klein Paris“, als „der Künste Vaterland“ bei jeder Gelegenheit feierte, fühlte er sich wahrhaft wohl. War diese „Lindenstadt“ doch die eigentliche Wiege seines Ruhmes, mit der er sich so eng verbunden wußte, daß er ihr selbst dann nicht untreu wurde: als man den Versuch machte, ihm, nach Wolfs Scheiden (1752), den Lehrstuhl des berühmten Denkers einzuräumen*. Hier

* Ich erinnere mich nicht, in irgend einem Buche über Gottsched von dieser Tatsache etwas gelesen zu haben; aber ich wundere mich darüber auch gar nicht: Denn zu dem Bilde, das der Welt nun einmal von Gottsched eingeprägt werden sollte, hätte es sehr schlecht gepaßt, daß man den „großen Duns“, der doch wenigstens seit 1750 „von den geistig Bedeutenden der Nation“ zu den Toten geworfen sein mußte, im Jahre 1752 auf den freigewordenen Lehrstuhl des gefeiertesten und gehaftesten Philosophen seiner Zeit zu setzen wünschte. Die Litteratur-forscher sahen deshalb an dieser bedeutsamen Tatsache liebevoll vorbei; weil sie ihnen nicht „in den Kram paßte“. Es spricht übrigens von dem großen Mute Gottscheds, daß er, trotz all der Unflätereyen, die gerade im Jahre 1752 zu ihm empor-spritzten, nicht die Gelegenheit ergriff, um Leipzig auf eine ehrenvolle Art zu verlassen. Im Jahre 1750 oder 51 hätte er die Berufung vielleicht angenommen (obwol mir auch das zweifelhaft ist; da ein Gottsched nur in Leipzig an seinem Platze war, nicht aber in dem heßischen Universitätsstädtchen) — nach der Krönung Schönaußs durfte er sie nicht annehmen, wenn er nicht den Schein erwecken wollte, als ob er sich vor dem Gespött seiner Feinde in die Stille einer Kleinstadt flüchtete. Daß man in Hessen auf Gottsched große Hoffnungen setzte, läßt sich aus einer Bemerkung ersehen, die in einem Briefe

stand er auch bei Hoch und Niedrig im größten Ansehen, nicht zum wenigsten bei seinen eigenen Berufsgenossen, denen seine taktische Begabung eben so imponirte, wie sein Ruhm ihnen oft genug den bitteren Neid weckte. Aber die Überlegenheit des Mannes mußte schließlich von ihnen um so williger anerkannt werden; als sein stolzer Unabhängigkeitsfinn die Würde der Universität auch vor den Mächtigen der Erde zu wahren verstand. Wie er im Notfalle den Mut hatte, mit durchschlagender Kraft für das, durch einen allerhöchsten Machtspruch bedrohte Recht der Universität einzutreten und dessen Anerkennung durchzusetzen; wie er das Wohl der Universität in jeder Weise beförderte, so lange er das Rektorat bekleidete: so klammerte man sich auch in Stunden der Gefahr an den gewaltigen Mann, dem selbst ein Friedrich der Zweite nicht imponirte. Als 1756 Friedrich in Sachsen einfiel, übertrug man Gottsched schnell neuerdings das Rektorat; weil man wußte, daß die Universität dann vor dem Ärgsten geschützt sein würde. Gottsched gelang es auch in der That, alle Gefahren von der Universität abzuwenden und mit dem Preußenkönig wie mit einem Ebenbürtigen zu verhandeln; ja, den König sogar zu seinem Bewunderer zu machen, auch ihm zum ersten Male Achtung vor einem deutschen Dichter und Denker abzunötigen. Als aber der alte Fritz nach wie vor den Französling hervorkehrte und keine Anstalten machte, der durch ihn noch geförderten Frankomanie zu steuern; da gab Gottsched ihm rücksichtslos seine Mißbilligung zu erkennen und verscherzte sich dadurch die Gunst des einzigen Mannes, der ihm damals in Deutschland einigermaßen ebenbürtig und trotz seiner Vorliebe für französisches Wesen doch ein echter Deutscher war*.

des in Cassel lebenden hessischen Pagenhofmeisters Reifenstein vom 13. August 1752 zu finden ist: „Viele Rechtschaffene sowohl einheimische als fremde beklagen noch immer, daß die Vorschläge, die vor diesem E. M. gemacht worden, um des Herrn von Wolffs Stelle in Marburg anzunehmen, nicht so beschaffen gewesen, daß Dieselben sich dazu entschließen können. Wäre dieses geschehen, so würde es um die schönen Wissenschaften in Hessen besser stehen“.

* Dafür, daß auch die intelligenten Zeitgenossen Gottscheds in diesem und in Friedrich zwei, gewissermaßen auf einer Höhe stehende, einander ebenbürtige Persönlichkeiten erblickten, gibt es ein schönes Zeugnis. Der Pagenhofmeister J. f. Reifenstein schreibt nämlich in einem sehr bemerkenswerten Briefe vom 16. Dezember 1745: „Man hatte hier die folgenden

Eigentlichen Beistand aber fand Gottsched von Seiten des preussischen Hofes eben so wenig, wie von Seiten des sächsischen, wo die herrschende Strömung, nach Böttigers Meinung („Gesch. Sachsens“ Bd. II, S. 520), „Gottscheds Ideen entgegenlief“; so-
 daſs man dem verhasſten aber ſchwer zu faſſenden freigeiſte ſelbſt die früher bewilligten 200 Taler für wiſſenſchaftliche Zwecke der „Deutſchen Geſellſchaft“ nicht mehr zahlte; und für ſeinen Wunsch, aus der Neuberschen Truppe eine Hoftheatergeſellſchaft werden zu ſehen, unempfindlich blieb. In dieſem Falle arbeitete der Hoſpoet König, der Freund der italieniſchen Oper, gegen Gottsched*; wie denn Zeit ſeines Lebens immer

Preußen in Sachſen durch ſo manche erdichtete Umſtände als Unmenſchen oder wenigſtens als Räuber abgebildet, und das eroberte Leipzig als einen Schauplatz vorgeſtellt, auf welchem noch täglich die grauſamſten Unthaten ausgeübt würden. Da nun dieſes an Kriegesläuſten eben ſo unerhört nicht iſt, ſo iſt es mir biſher einigermasſen wahrſcheinlich vorgekommen und habe dabey nicht wenig gefürchtet, daſs Ew. Magnificenz ſogar, bey ſo verworrenen Umſtänden allerley Verdruß und Ungemach zugefüget wäre. Und wie wenig hätte ich es meinen Landesleuten vergeben können, wenn ſie bey ihrem feindlichen Einbruche einen Freund beleidiget hätten, deſſen Feder in Sachſen eben ſo wie der Degen ſeines angebohrnen Königs durch ſo manche Siege und Eroberungen berühmt und fürchtbar geworden. Es iſt mir zwar lieb, daſs Ew. Magnificenz den Preußen das Lob beylegen, daſs ſie ihre abgedrungene Feindſeligkeiten wenigſtens durch Gerechtigkeit und gute Manneszucht erträglich machen, allein demohngeachtet wünſche ich von Herzen, daſs ein baldiger dauerhafter Friede Leipzig und ganz Sachſen von ſo unerwarteten und höchſt unangenehmen Gäſten, befreyen möge“. Man erſieht aus dieſen Worten zugleich, daſs Gottsched, obwol er unter den Unbilden des Krieges ſchwer zu leiden hatte, ganz auf Seiten des Preußenkönigs ſtand und daſſür ſorgte, daſs den ſiegreichen, damals von aller Welt gehaſſten, Preußen ein guter Ruf geſchaffen wurde. Der weitblickende und weitherzige Politiker offenbarte ſich auch hierin.

* Ich kann es mir nicht verſagen, wenigſtens auſserhalb des Haupttextes auf die Urſache hinzuweiſen, welche die Feindſchaft Königs gegen Gottsched zur Folge hatte; weil ſie ein helles Licht wirft auf die groſze, jedes kleinen Egoismus entbehrende, Perſönlichkeit Gottscheds. Wol hatte Gottsched als junger Leipziger Magiſter die Gunſt des vielvermögenden dresdener Modediſtlers geſucht; er hatte ihm den „Biedermann“ gewidmet und alles getan, was er, ohne ſich etwas zu vergeben, thun konnte, um den berühmten Mann ſich geneigt zu machen: und König war ſo erfreut von den Huldigungen des glanzvoll aufſteigenden neuen Genies, daſs er wirklich einfluſsreiche Perſonen für Gottsched zu gewinnen wußte. Nun war jedoch König ein ganz perſönlich intereſſirter Freund der, damals noch in tieſter künſtleriſcher Barbarei ſteckenden, Oper. Wenn alſo Gottsched nur ein gewöhnlicher, einzig und allein ſeine Perſönlichkeitszwecke verfolgender Streber und Schmeichler geweſen

feinde an der Arbeit waren, seine Bestrebungen zu durchkreuzen und, wenn möglich, unwirksam zu machen. So blieb er denn eigentlich stets nur auf sich selbst, auf seine Privatthätigkeit angewiesen; auch in Wien; wo ihm zwar Maria Theresia und der hohe Adel zahlreiche Huldigungen zu Teil werden ließen; wo man jedoch für seine großen Bestrebungen eben so wenig Verständnis hatte, wie anderwärts.

Aber dieser, in allem Wesentlichen allein stehende, Riese der Arbeit; dieser weitestblickende, hingebungsvollste Anwalt seines Volkes; dieser stolze Akademiker, war auch der edelste Charakter, dessen tiefer, sittlicher Ernst uns Bewunderung abnötigt. Der Mann, den man aus Unverstand, aus Haß und Neid zu einem anmaßenden, selbstsüchtigen, angeblich immer nur seine eigenen kleinlichen Zwecke verfolgenden Streber und Cliquenhauptling stempelte, war der liebevollste Freund seiner Freunde; und tat selbst seinen Feinden niemals etwas Böses. Er wurde nicht müde, jedes Verdienst zu fördern, für jedes Talent einzutreten, allen, ihm nur irgendwie wertvoll erscheinenden, Bestrebungen Vorschub zu leisten. „Ich kenne keinen Gelehrten, der Anderer Fleiß zu befördern so rührig gewesen wäre, und dessen Eifer keinen unedlen Beweggründen entsprang, als Gottsched“ — so sagte Kästner in seinem Nachrufe; und Niemand hätte aufstehen dürfen, um ihn zu widerlegen. Er verschaffte nicht nur

wäre, zu dem seine Feinde bis auf den heutigen Tag ihn zu stempeln pflegen: so hätte er keine Gelegenheit versäumt, sich ebenfalls für einen Opernfreund auszugeben; um dadurch seinem Gönner desto angenehmer zu werden. Gottsched aber war aus großen künstlerischen Principien heraus ein Feind dieser Oper; und er sprach seine Anschauungen aus, ohne Rücksicht auf die Neigungen Königs zu nehmen. Darüber wurde jedoch König so aufgebracht, daß er Gottsched durch seinen Bruder einen Brief schreiben ließ (er ist datirt vom 21. April 1730), der von den armseligsten Drohungen nur so strotzt. Er entblödet sich nicht, dem Opern-Gegner zu verstehen zu geben, daß er, wenn er sich ihn zum Feinde mache, auch die Gunst der, durch König für ihn gewonnenen, großen Herren verscherzen werde; daß also Vieles für ihn auf dem Spiel stehe. Zweifellos beurteilte hier König den jungen Gottsched nach sich selbst und erwartete, daß er, eingeschüchtert durch diese Drohung, zu Kreuze kriechen würde. Aber gerade jetzt bewährte sich der große Charakter Gottscheds aufs glänzendste. Wie schwer ihn auch die Feindschaft Königs treffen mußte: so wies er doch jeden Versuch einer Beeinflussung schweigend zurück; würdigte den Erbostzen keiner Antwort und blieb seinen Grundsätzen treu.

dem Urheber der „*Historia critica philosophiae*“ einen Verleger, sorgte für eine gute Ausstattung und gewissenhafte Drucklegung des bedeutenden Werkes; sondern nahm sich auch einer ganzen Reihe von Schriftstellern, eines Bodmer, Gellert, Liscow, Pyra, Zachariae u. A., mit größter Liebe an. Sie waren denn auch in den zwanziger und dreißiger Jahren seine ergebensten Anhänger; legten ihm ihre Artikel zur Prüfung vor; baten ihn um Aufnahme in die „*Deutsche Gesellschaft*“; buhlten um seine Protection und verlangten sogar materielle Unterstützung, die ihnen, wie es scheint, der, selbst nicht mit Glücksgütern gesegnete, Mann auch oft genug zu Theil werden ließ. Sie huldigten ihm als dem Einen, der „*Allem Wesen und Leben gäbe*“. Gellert, der später wenig Dank für die genossenen Wohltaten übrig hatte, arbeitete damals mit Freuden „*auf Befehl*“ des Meisters und legte ihm die Arbeiten „*ehrfurchtsvoll*“ vor. Liscow, der später die ironischen Meisterstücke Gottscheds mit so viel Glück nachahmte und ihn dann den „*anmaßlichen Wortführer litterarischer Mittelmäßigkeiten und geistloser wochenschriftlicher Betriebsamkeit*“ nannte, schrieb noch 1735 an Gottsched; „*Es tut mir ungemein wohl, von einem Manne ihrer Art gelobt zu werden. Sie werden mich verpflichten, wenn Sie mir die Ehre antun, zu glauben, daß ich Ihre Verdienste wahrhaft verehere und nichts mehr wünsche, als Gelegenheit zu finden, Ihnen zu zeigen, wie groß meine Hochachtung und Ergebenheit ist*“. Gottsched lernte die Echtheit der Huldigungen Liscows und All' der Anderen aus dem Grunde kennen: nur der einzige Lichtwer blieb ihm stets ehrlich dafür dankbar, daß er seine „*fabeln*“, die Gellert so gern aus der Welt geschafft hätte, ans Licht gezogen.

Aber ich will mich von diesen unerquicklichen Tatsachen abwenden, um so mehr, als Gottsched selbst allezeit so großmütig war, die Armseligkeit seiner Schüler und Schützlinge zu verachten, sich durch ihre Undankbarkeit nicht verbittern und von der Ausführung guter, segensreicher Taten abhalten zu lassen. Ich will hier lieber noch zu guter letzt darauf hinweisen, daß Gottsched — der mit 28 Jahren, unter der Maske des „*Biedermannes*“, erklärt hatte: „*Wer sich auf die Betrachtungen der Weisheit mit einigem Eifer leget, thut sehr wohl, wenn er im ledigen Stande bleibt*“ — als ihn die Liebe berührte, auch in

diesem Falle seinem Volke ein großes Beispiel gab: Er wählte sich ein Weib, das weder zu den unbedeutenden Gänichen, noch zu den, ihm geistig und gesellschaftlich ganz fernstehenden, leichtbesitteten Sinnengeschöpfen gehörte. Er, der größte Deutsche seiner Zeit, nahm das gelehrteste und bedeutendste Mädchen seiner Zeit zur Frau, und stellte auch diese Ehe nicht nur in den Dienst seines persönlichen Glückes sondern zugleich in den Dienst des Vaterlandes*.

Ich schliesze.

„Vielleicht ist man noch immer nicht zu einer völlig unbefangenen Betrachtung seines Wollens und Vollbringens vorgegangen“, meinte vor etwa 20 Jahren Michael Bernays; und zu seiner Ehre will ich annehmen, daß er sich bereits über die wahre Bedeutung Gottscheds klar geworden war, und nur nicht den Mut fand, wider den Strom zu schwimmen. Heute aber müssen wir diesen Mut finden, wenn wir es mit uns, mit unserem führerlos gewordenen deutschen Volke gut meinen. Wir müssen lernen, Gottsched unbefangen zu würdigen und aufs neue seine Schüler zu werden. Ich bin stolz darauf, sagen zu dürfen, daß ich mich, gestützt nur auf das Wort des Meisters und auf mein eigenes Urteil, zu der von Bernays vorhergesehenen „völlig unbefangenen Betrachtung“ durchgerungen habe. — Die Zeit kann nicht fern sein, in der meine Auffassung von der großen, unzerstörbaren Bedeutung Gottscheds für unser ganzes nationales Leben vom deutschen Volke geteilt werden wird.

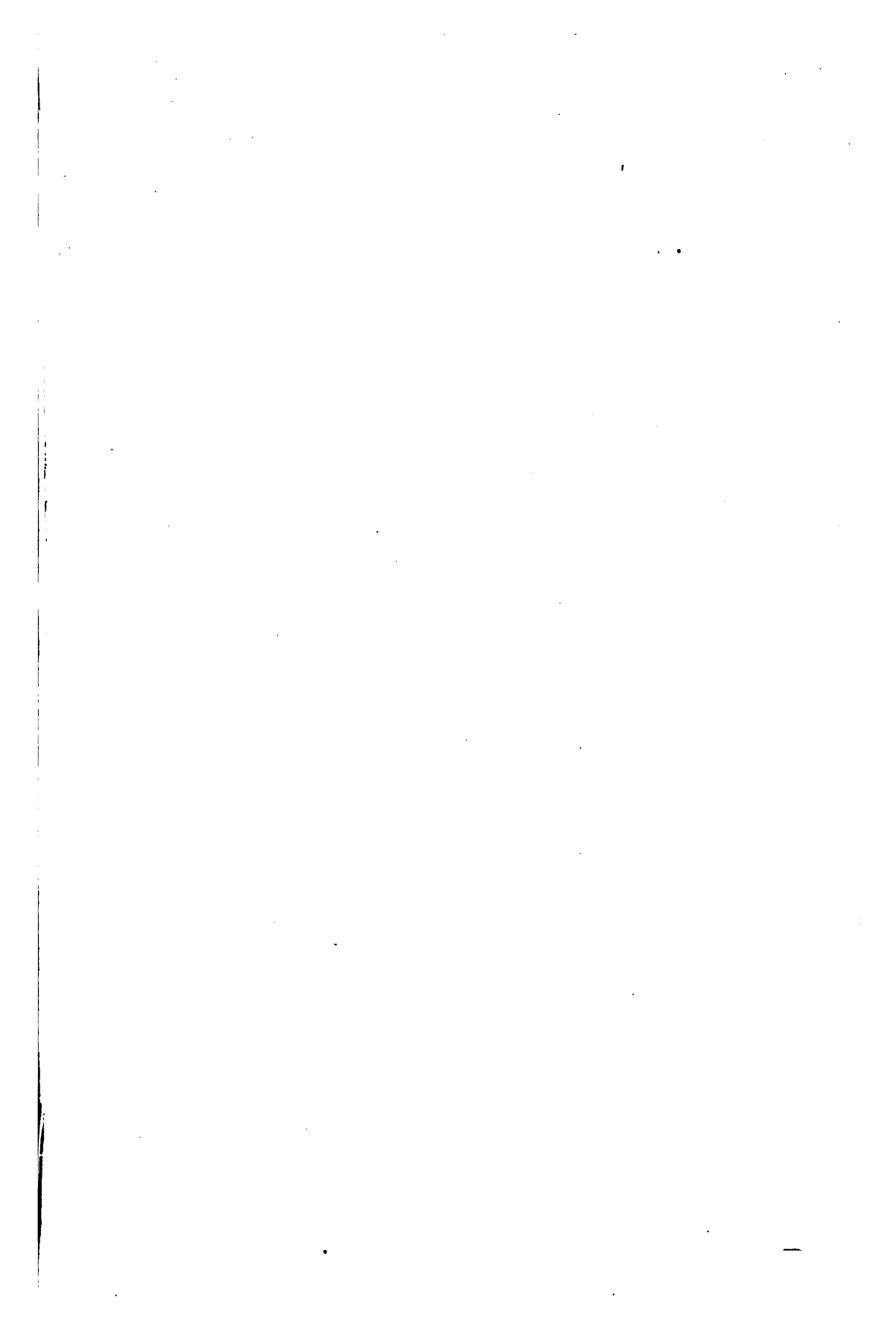
* Das Verhältnis dieser zwei bedeutenden Menschen zu einander scheint mir durch nichts besser beleuchtet werden zu können, als durch die Worte, welche Professor Dr. Maichel (Tübingen) am 14. April 1740 an Gottsched schrieb: „Ew. Hochadelgeboren sind recht glücklich, ein so theures Kleinod gefunden und sich zugeeignet zu haben; gleichwie auch diese die gütige Fürsorge des Allerhöchsten preisen wird, einen solchen theuren Ehegatten verehren zu dürfen, dessen Vortrefflichkeiten auf die übrigen einen so ungemeinen Glanz des Vorzuges und Vergnügens zurückwerfen.“





Druck von W. Drugulin in Leipzig.





**UNIVERSITY OF CALIFORNIA LIBRARY
BERKELEY**

**Return to desk from which borrowed.
This book is DUE on the last date stamped below.**

FEB 12 '54 LU

JAN 25 1966 64

JAN 11 '66 -3 PM

LOAN DEPT.

MAY 27 1978

REC. CHL. MAY 7 '78

LD 21-100m-7,'52(A2528s16)476

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C038942445

